

Kleine Geschichten

von

Paul Lindau.

Erster Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Fleischer.

1872.





Kleine Geschichten

von

Paul Lindau.

Erster Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Fleischer.

1872.





Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Stednadeln</u>	<u>1</u>
<u>Josephine — Nini — Ninon. Geschichte einer jungen</u>	
<u>Französin</u>	<u>79</u>

Stecknadeln.

I.

Die Leidenschaften meines Freundes. — Ein einsames Hänschen.

Mein Freund Tomasz B—i, ein junger Pole, den ich in Paris kennen lernte und lieb gewann, hatte drei Leidenschaften: Nationallieder, Spaziergänge und Erzählungen.

Seine Lieder mögen, wie er es mir stets betheuerte, sehr schön gewesen sein, — ich will es gern glauben. Den Text verstand ich nicht; der Gesang aber war, das kann ich beschwören, nicht immer sehr rein, aber oft sehr unrein. Deshalb begeisterten mich die feurigen Anregungen zu nationaler Größe und Herrlichkeit gewöhnlich nur sehr mäßig, zum großen Mißbehagen meines patriotischen Freundes.

An seiner zweiten Leidenschaft, am Spazierengehen, interessirte ich mich mehr, besonders wenn die dritte und letzte Leidenschaft des jungen Tomasz, wenn die Freude, Geschichten zu erzählen, hinzukam.

Tomasz kannte jeden Schlupfwinkel in und um

Paris, und hatte, wie alle vernünftigen Menschen, für die entlegensten Punkte, die nie von den schweren Sohlen der Pariser Epiciers, nie von dem leichtfüßigen Grisettenvölkchen profanirt waren, eine ganz besondere Vorliebe. So waren wir an einem heißen Sommermittage wie gewöhnlich aufs Land gegangen, hatten die Eisenbahn von der Rue Saint-Lazare bis Neuil, und von Neuil bis Bougival die sogenannte „amerikanische Pferdebahn“ genommen, und waren nun über die anmuthigen Höhen, die nach La Celle führen, landeinwärts marschirt, den Stock auf der Schulter, den Rock auf dem Stocke, rauchend und singend, lustig und guter Dinge über Stock und Stein.

Mein Freund war wirklich ein prächtiger Führer. Unter schattigen Bäumen, auf kühlen, stillen Stegen, vor der stechenden Sonne, die Anderen aufs Haupt brannte, geschützt, folgte ich ihm getreulich, „wie ein Commentator seinem Autor“, und dankte ihm innerlich von ganzem Herzen, mich immer mehr vom verhassten Getöse der Stadt zu entfernen. Wir waren wohl eine halbe Stunde vorwärts gewandert und mußten schon ein gutes Stück Wegs zurückgelegt haben, als Tomasz stehen blieb und mich fragte: „Nun, wie gefällt's Dir hier?“

„Prächtig,“ erwiderte ich, nachdem ich mich umgesehen, aus vollster Ueberzeugung.

Wären die kleinen Hügel, die dichtbewaldeten Anhöhen, die uns rings umgaben, etwas höher und imposanter gewesen, so würde ich sagen, daß wir uns hier in einem Gebirgskessel befanden, — aber der Ausdruck

wäre zu stark für das Bild, das ich veranschaulichen möchte. Es war ein kleines, stilles Thal, das, nach allen Seiten hin von Hügeln und Höhen vor dem Geräusche der Welt geschützt, von seiner nächsten Umgebung abgeschieden, unbemerkt, ruhig und friedlich vor uns lag; es war so zu sagen eine Pause in der schmetternden Musik der bösen Welt. Wenn ich nicht ein kleines Häuschen vor mir gesehen hätte, ich würde geschworen haben, daß nie ein Mensch an diese primitive Natur die Hand zu legen gewagt hätte. Das Haus war sauber, einstöckig und schien, wie die Umgegend, gänzlich unbesohnt zu sein. Die grünen Fensterladen waren geschlossen. Es war von einem umzäunten Gärtchen umgeben, in dem Blumen und Unkraut friedlich und ungestört neben einander aufwuchsen, — seit Jahren hatte sicherlich keine gartenkundige Hand hier gewaltet.

Außer den Gipfeln der Bäume, den Blumen, Blättern und Kräutern, die sich im Winde sanft hin und her schaukelten, war Alles rings umher bewegungslos und athmete Frieden und Ruhe. Kein Laut drang zu unseren Ohren. Wir waren ganz allein vor dem kleinen Häuschen, dessen Existenz die Welt zu ignoriren schien, und das sicherlich die Existenz der Welt ignorirte.

„Hier ist gut sein!“ rief ich, indem ich meinen Rock auf dem Rasen ausbreitete und mich darauf ausstreckte, so lang mich der liebe Gott geschaffen hatte, „hier laßt uns Hütten bauen!“

Tomasz folgte meinem Beispiel und legte sich neben mich nieder.

„Ist es nicht sonderbar,“ fragte er mich, „hier, kaum eine Stunde von dem lebhaftesten und belebtesten Punkte der Welt entfernt, eine wirkliche Einsamkeit zu finden? Ja, mit dem Häuschen hat es aber auch seine ganz besondere Bewandniß!“

„Die dritte Leidenschaft,“ dachte ich, „jetzt kommt eine Geschichte.“

„Hast Du Picciola von Saintine gelesen?“ fragte mich mein Freund weiter. Und ohne mir Zeit zu lassen, darauf bejahend zu antworten, fuhr er fort: „Wenn ich das Glück hätte, Herrn Saintine zu kennen, würde ich ihn fragen, ob er den Besitzern dieses Hauses die Grundidee seines poetischen Romans zu verdanken hat.“

„Ist ihre Geschichte so romanhaft?“ fragte ich aus Höflichkeit, denn ich fühlte, daß ihm die Lippen brannten.

„Sie ist leider nur zu wahr, — prächtig für eine Novelle zu gebrauchen.“

„Selbst nach Picciola?“

„Selbst nach Picciola. Höre und urtheile!“

Und mein Freund begann:

II.

Die Stecknadeln fangen an eine Rolle zu spielen.

Du weißt, ich wohne in der Rue Caumartin und mache alltäglich meinen Spaziergang über die Boulevards, durch die Rue de la Paix über den Vendômeplatz, um in dem Tuileriengarten dem fröhlichen Spiele der Kinder und den rührenden Liebes-scenen zwischen Bonne und Troupier zuzuschauen. Auf einem dieser Spaziergänge bemerkte ich eines schönen Tages an dem Schaufenster eines berühmten Juweliers in der Rue de la Paix — sein Name fällt mir nicht gleich ein — eine ungewöhnlich starke Menschengruppe, die ein neues Weltwunder anzustaunen schien. Die erklärliche Neugier lockte mich gleichfalls an. Meiner Geduld und meinen kräftigen Ellenbogen gelang es, nach und nach mich durch die schaulustige Menge durchzuarbeiten und den Gegenstand, der das Erstaunen und die Bewunderung der Umstehenden hervorgerufen hatte, gleichfalls in Augenschein zu nehmen. Diesmal wurde ich nicht, wie so oft, enttäuscht; diesmal hatte ich wirklich, um einem interessanteren

Schauspiele als dem Einfangen eines aus dem Käfig entflohenen Reißigs beizuwohnen, meine Schritte angehalten. Ich sah in der That etwas ganz Außergewöhnliches.

An der sichtbarsten Stelle des eleganten Schaufensters lag auf einem rothen Sammetkissen eine mit Edelsteinen reich besetzte, ovalförmige Broche, deren unverhältnißmäßige Größe — sie mochte ungefähr drei Zoll lang und anderthalb Zoll breit sein — auch einen außergewöhnlichen Zweck zu bestimmen schien. Der äußerste größte ovale Ring derselben war mit dicht an einander gereihten Rubinen besetzt; der sich ihm anschließende mit großen, strahlenwerfenden Diamanten; der dritte mit hellsprühenden Smaragden; und endlich der vierte und letzte mit Diamanten, wie der zweite. Alle diese Steine waren von so seltener Schönheit und von so schöner Seltenheit, daß der ganze Schmuck von meinem Nachbar, der denselben mit Aufmerksamkeit und unverkennbarer Kennermiene sorgfältig geprüft hatte, auf dreißig bis fünfunddreißig tausend Franken geschätzt wurde; ich hätte ihm den doppelten Werth beigelegt.

Die Einfassung war aber nur außergewöhnlich werthvoll und reich. Was der Broche den originellen Charakter verlieh, der aller Betrachter Neugier so reizte, das war der einfache Kern, um den man diese schimmernde und flimmernde Gesellschaft geschaart hatte, — das waren vier kreuzweis über einander gefügte Stecknadeln, die von den Edelsteinen gehalten wurden.

Vier Stecknadeln in Rubin, Smaragd und Diamant

gefaßt! — es kam mir vor wie ein Roman von Edmond About in Prachtband mit Goldschnitt.

Nachdem ich mich sattfam an dem wunderlichen Anblick geweidet hatte, machte ich anderen Herren den Platz und trat meinen gewöhnlichen Spaziergang an. Der Tuileriengarten langweilte mich heute; ich ging auf den Boulevard zurück, schlenderte von der Chaussee d'Antin bis zum Faubourg Montmartre und vom Faubourg Montmartre bis zur Chaussee d'Antin auf und nieder, steckte eine Cigarette nach der andern an, trat an einen Laden nach dem andern — und nichts zerstreute mich. Selbst der Musterung der hin und her wogenden Welt, die für mich immer so viel Reiz gehabt hatte, konnte ich heute keinen Geschmack abgewinnen. Das Lächeln so mancher Sirene, das mir zu jeder andern Stunde keck, schelmisch, allerliebste erschienen wäre, kam mir heute nur impertinent vor. Ich vergaß ein Rendezvous im Café Riche, in dem ich täglich den grünen, ungesunden, übelriechenden und schlecht schmeckenden Absynth einzunehmen für meine Pflicht hielt. Ich aß schlechten Appetits, fand den Tabak zu feucht, die Cigarren zu trocken, den Kaffee fade und die Kellner ungeschliffen, — kurz und gut, ich fühlte mich nicht in meiner „Assiette“, wie man zu sagen pflegt, nicht in meinem Häuschen, — ich war mürrisch und erstaunte nicht wenig, als ich merkte, daß die Stecknadelbroche und die Neugier, die sie in mir erweckt hatte, Schuld daran seien.

Die Stecknadeln verfolgten mich bis in den tiefsten

Traum: ich lag wirklich auf Nadeln; sie marterten und peinigten mich die ganze Nacht hindurch.

Am andern Morgen konnte ich's nicht mehr aushalten. In zehn Minuten war ich fix und fertig angekleidet. Ich nahm Hut und Stock und steuerte der Rue de la Paix zu. — Die Broche war vom Schaufenster meines Bijoutiers verschwunden.

III.

Ankauf eines Fingerhutes. — Eine Unbekannte.

Raum war ich in den Laden eingetreten, so kam aus einer großen Spiegelthür ein elegant gekleideter Herr mit perlgrauen Handschuhen freundlich lächelnd mir entgegen, der sich tief vor mir verbeugte und mich fragte, was mir zu Diensten stände.

Noch bei Zeiten fiel mir ein, daß der Herr wohl schwerlich seinen eleganten Anzug, seine perlgrauen Handschuhe, seine Miethe in der Rue de la Paix und seine Kleinodien bezahlen könne, wenn er nur Besucher wie mich empfinde, — Besucher, die von ihm Auskunft über Geschichten begehren, in die sie sich durchaus nicht zu mischen haben. Ich hielt es also für angemessen, einen bescheidenen Ankauf zu riskiren, der meine Gegenwart rechtfertigen könne, und stotterte ins Blaue hinein, da ich mich keineswegs darauf gefaßt gemacht hatte, und ohne zu hören, was ich schwatzte:

„Ich möchte einer Dame . . . die sich immer sehr liebenswürdig gegen mich benommen hat, eine kleine . . . Neujahrs = Ueberraschung bereiten (mehercule! wir

waren im Monat August 1858). Ich denke mir, passend wäre . . . (ich blickte verlegen um mich) passend wäre . . . so eine kleine silberne Schnupstabsdose, wie diese da."

Am Lächeln des Juweliers merkte ich, welch' dummen Streich ich begangen hatte, und fügte deshalb beschwichtigend hinzu :

„Das Fräulein ist nicht mehr jung, hat religiöse Neigungen und geht vielleicht später ins Kloster.“

Der Juwelier glaubte mir mit seinem abermaligen albernen Lächeln einen Gefallen zu erweisen.

„Ach was!“ rief ich, „geben Sie mir einen Fingerhut, oder einen Uhrschlüssel, oder ein Salzfaß, — es ist mir vollkommen gleichgültig. Aber bitte, beeilen Sie sich, ich habe noch eine andere Bitte an Sie zu richten, — eine Auskunft — das ist der eigentliche Zweck meines Kommens, und ich will Sie nicht umsonst Ihre kostbare Zeit verlieren lassen.“

„Bitte, bitte. Ganz zu Ihren Diensten. Sie wünschen also einen Fingerhut?“

„Und eine Auskunft.“

„Hier ist der Fingerhut!“ sprach der elegante Ladenbesitzer, und überreichte mir ein nettes, kokettes Etui, in dem auf Sammet und Seide ein geschmackvoller silberner Fingerhut lag. Ich bezahlte, sichtlich über meinen Ankauf erfreut, und wollte soeben das Capitel von den Stecknadeln, die mir auf den Lippen stachen, beginnen, als der Ladenherr meinem Wunsche zuvorkam und mich fragte, ob die gewünschte Auskunft vielleicht auf die von ihm ausgestellte Broche Bezug habe.

Auf meine natürlich bejahende Antwort gab er mir nun den verzweifelnden Bescheid, daß er das Stednadelmysterium gerade so genau kenne, wie ich; daß sich aber seit ungefähr acht Tagen einige hundert Leute nach dem Namen und der Adresse der Juwelenbesitzerin erkundigt hätten. Anfangs habe er auch kein Geheimniß daraus gemacht; aber jetzt sei es ihm unmöglich, die Besitzerin zu nennen, da sie ihm selbst die ausdrückliche Weisung erteilt habe, Niemandem irgend welchen Aufschluß über sie, über die Broche oder über den Preis derselben zu geben.

So sehr mich dieser Unbescheid, den ich mit einem Fingerhute und einer schlaflosen Nacht erkaufte hatte, einerseits auch verstimmte, eben so sehr erfreute er mich auch andererseits. Das Wort „zwecklos“ war von dieser Stunde ab aus dem Register meines Lebens gestrichen. Ich lebte nicht mehr sorg- und planlos in den lieben Tag hinein. Mein Lebenszweck war gefunden. Ich baute mir jetzt ein kleines Lebensdrama zurecht, — ganz nach Dumas'schem Modell, — vorläufig füllte ich allerdings Haupt-, Neben- und stumme Rollen allein aus. Man hatte mir auch keine Frau, kein Kind gestohlen, nicht einmal die Broche, die ich suchte; aber darin lag ja gerade das Pikante.

Die Besitzerin der Broche ausfindig machen, — sie mußte anmuthig, jung und schön, und ganz gewiß sehr geistreich sein! — sie heirathen und ihr das stichliche Nadelgeheimniß von den Lippen küssen, — das war fortan mein einziges Streben. Ich sah schon, mit welchen

Schwierigkeiten, mit welchen Unmöglichkeiten ich zu kämpfen hatte, — ich wurde sehr dramatisch (IV. Act), sah mich altern, grauen und die Augen schließen (V. Act), ohne meinen Lebenszweck erreicht zu haben, — als ich plötzlich durch das Aufspringen der Ladenthür aus meinen dramatischen Schwärmereien gerissen und der Wirklichkeit wiedergegeben wurde.

Eine Dame, von einem Bedienten gefolgt, trat in den Laden ein. Die kriechende Höflichkeit, mit der sie vom Juwelier empfangen wurde, bewies noch mehr als die reiche Livrée des Bedienten und der mit zwei englischen Vollblut-Hengsten bespannte Wagen, daß die eben eingetretene Dame der verschwenderischsten, wenn auch nicht besten Welt angehörte.

Da ich keinen plausiblen Grund zur Verlängerung meines Aufenthalts ausfindig machen konnte, nahm ich meinen Hut und Fingerhut und verabschiedete mich, nachdem ich im Vorübergehen die Dame mit ernster Höflichkeit begrüßt hatte. Ich bemerkte auf der Physiognomie des Juweliers, der mich bis an die Schwelle begleitet hatte, ein sonderbares Lächeln, das ich durchaus nicht begriff. Unter dem Vorwande, die im Schaufenster ausgestellten Schmucksachen und Kleinodien zu betrachten, blieb ich vor dem Laden stehen und verfolgte die Scene, die sich im Innern entspann.

Die Dame war elegant und geschmackvoll gekleidet; sie mochte etwa vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Sommer zählen. Ich sah vorläufig nur üppiges blondes Haar um einen Poudre-de-Riz-Schimmer; denn ihre Ge-

sichtszüge waren von einem dichten Schleier in Unbestimmtheit gehüllt, doch schienen sie mir recht hübsch zu sein. Der Juwelier, der immer lächelnd und immer untergeben mit ihr sprach, hatte aus einem Schrein ein geschlossenes Kästchen hervorgeholt und es der Dame überreicht. Diese näherte sich der Glasscheibe, und ich sah — die geheimnißvolle Broche.

IV.

Spaziersahrt. — Man frühstückt beim Photographen.

Gottlob erblickte ich zehn Schritt von mir einen Remisewagen. Ich rief ihn herbei. Das Lächeln des Juweliers wurde mir erklärlich: ich war der Brochedame auf seiner Schwelle begegnet. Nach einigen Minuten, während dessen ich mich, um nicht zu indiscret zu erscheinen, einige Schritte vom Schauplaze entfernt hatte, sah ich die Dame, noch immer von ihrem Groom melancholisch gefolgt, über den Asphalt schweben und in den Wagen einsteigen. Mit einem Nu war ich in den meinigen gesprungen und hatte dem Kutscher nach dem gebräuchlichen: „Wohin, Bourgeois?“ die Instruction erteilt, dem just an uns vorüberrollenden Wagen auf Schritt und Tritt zu folgen. Mit dem Versprechen eines guten Trinkgeldes und einer auf Abschlag gezahlten Cigarre wurden die Scrupel meines brummenden Kutschers bald beseitigt.

Wir durchfuhren die Rue de la Paix, den Boulevard, die Chaussee d'Antin, die Rue de Provence, und hielten endlich vor einem großen Hause in der Rue

Saint-Georges an. Die Dame stieg aus, der melancholische Groom folgte wie gewöhnlich, aber zu meiner nicht geringen Enttäuschung blieb der Wagen unausgespannt vor der Thür stehen.

„Wir sind noch nicht zu Hause!“ dachte ich. „Was soll das bedeuten? Es ist kaum elf Uhr. Wer macht um elf Uhr Morgens Visiten? Vielleicht sind wir zum Frühstück eingeladen . . . oder machen einen Krankenbesuch — oder lassen uns die Karten schlagen. Wer weiß?“

Nach ungefähr einer halben Stunde stieg die Dame wieder ein. Es war mir nicht möglich, weder auf ihrer, noch auf des melancholischen Grooms Physiognomie einen genügenden Bescheid auf meine Fragen zu lesen. Wir fuhren davon und hielten endlich Rue Breba 32 an.

Der Wagen wurde wieder nicht ausgespannt, aber das war mir diesmal ganz egal, denn der Zufall wollte, daß in diesem Hause (dessen Nummer ich nicht unabsichtlich genannt habe) ein alter Bekannter, ein früherer Maler, jetziger Photograph, die sechste Etage mit Atelier und Terrasse inne hatte. Ich richtete es natürlich so ein, daß ich fast gleichzeitig mit meiner Unbekannten vor dem ehrwürdigen Concierge erschien. Sie war diesmal allein. Der Bediente war, seiner Schwermuth überlassen, auf dem Sitze geblieben.

„Ist die Frau Gräfin zu Hause?“ fragte die Brochendamme.

„Ja, Madame.“

„Ist der Herr Graf zu Hause?“ fragte ich, laut genug, um von der Begleiteten gehört zu werden. Sie

hatte mich auch gehört, denn sie hatte offenbar Lust, sich umzudrehen — ich sah es an einer kaum merklichen Kopfbewegung — sie blieb Herrin ihrer Energie und beschleunigte ihre Schritte.

„Welcher Graf?“ fragte mich der Concierge, „in unserem Hause wohnt kein Graf.“

„Der Photograph, der Maler, Herr Henri Bildbault!“ erwiderte ich.

„Ach so! ja, der liegt alle Tage bis ein Uhr im Bette, 's ist 'ne Schmach, und . . .“

Ich ließ dem Concierge keine Zeit, mir seine Klagen über das unregelte Leben meines Freundes anzuvertrauen, und sprang behend die Treppen hinauf, so zwar, daß ich meine Dame noch einen Augenblick erspähen konnte, gerade als die Flügelthür im zweiten Stock hinter ihr zugeschlagen wurde.

Mit Sturmgeläut wurde mein armer Freund und seine Freundin Mlle. Fleurette aus dem Schlafe geweckt. Er öffnete mir im tiefsten Negligé. Ich erklärte ihm ohne Umschweife den eigentlichen Zweck meiner unerwarteten Visite.

„Beunruhige Dich nicht. Dir gilt mein Besuch nicht; ich will eine Dame hier erwarten, die vier Treppen tiefer eine Visite macht.“

IV.

Spazierfahrt. — Man frühstückt beim Photographen.

Henri versprach mir mit Rath und That zur Seite zu stehen und lud mich zum Frühstück ein, das ich unter der Bedingung, es auf der Terrasse nehmen und jeden Augenblick unterbrechen zu dürfen, dankbar annahm. Während Henri und Mlle. Fleurette Toilette machten, musterte ich von der Terrasse aus die Equipage, die Pferde, den schwächtigen Groom und den gewichtigen Kutscher meiner Signorina, denen ein selbst weniger geschmackvoller Mensch als ich unstreitig den Vorzug vor meinem Remisegespann gegeben haben würde.

„Kennst Du die Gräfin, die im zweiten Stock wohnt?“ fragte ich Henri beim Frühstück.

„Nein, mein Bester. So tief versteigen wir uns nicht. Wende Dich an die Mlle. Fleurette, die wird Dir wahrscheinlich bessere Auskunft geben können.“

„Die Gräfin?“ spöttelte Fleurette mit verächtlichem Achselzucken. „Viel Ahnen hat sie nicht, aber Schulden — holla! Mit der ist's nicht hoch her.“

„Fleurette, Fleurette!“ warnte Henri. „Klatsche nicht!“

„Ich klatsche nicht,“ erwiderte das Fräulein, indem sie die Hälfte eines großen Ei in den kleinen Mund spazieren ließ; „ich wiederhole nur, was der Concierge gesagt. Früher tändelte sie mit einem Russen, nachher mit einem Polen und jetzt mit allen Beiden.“

„Oh! la, la.“

„Und jetzt mit allen Beiden, ich sage die Wahrheit,“ wiederholte Fleurette. „Mitunter, sagt mit M'ame Polycarp, die Frau Concierge, ist ein wahrer Mordskandal da unten. Der Russe hat was munkeln hören und haßt den Polen, kann ihn aber nicht finden. Die Männer! Zu komisch! Wollen Sie auch mit der Gräfin anbinden? Sie sind ja auch ein Pole, das paßt ja. Ach, die Männer, nein — wahrhaftig, zu komisch.“

„Nein, Madame Fleurette, nichts liegt mir fernere als das. Ich möchte nur wissen, wer die Dame ist, die jetzt bei der Gräfin einen Besuch macht.“

„Das ist ja eine verheulene weitläufige Verwandtschaft. Ja, da müssen Sie eben fragen, wo die Dame wohnt und wie sie heißt, müssen ihr einen Regenschirm anbieten, — ach! nein, die Männer... zu drollig... zu komisch. So macht man ja immer Bekanntschaften, so hat Henri mich auch kennen gelernt. Nicht wahr? mit einem Regenschirm, er war blau.“

Wir steckten unsere Cigaretten an, schauten auf die Straße hinab, sprachen von allem Möglichen, besonders

von Malerei, Musik, Bildhauerei, Poesie, Theater, Schauspielern, Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Sängerrinnen, Loretten, Jagd, Soupers, schönen Waffen, Reclamen, Boulevards, Kasernen, Politik und Geldmangel.

V.

Fortsetzung der Spazierfahrt. — Man dinirt im
Café Anglais.

Erst gegen vier Uhr Nachmittags hatte die Brochen-
dame das Haus der Gräfin verlassen und war mit
dieser davongefahren.

Wir folgten mit catonischer Beharrlichkeit durch
Straßen, Boulevards, Felder und Plätze der eleganten
Equipage. Wir, sage ich, denn Henri, dem ich die Ge-
schichte von den Stecknadeln erzählt, und der sich daran
interessirt hatte, war freundlich genug, mir Gesellschaft
zu leisten, trotz aller vorwurfsvollen Blicke und Winke
mit dem Ellenbogen seitens der Demoiselle Fleurette. Wir
hatten schon die elysäischen Felder und den Triumph-
bogen passirt, hatten uns bereits von der Augustsonne
auf der Avenue de l'Imperatrice braun brennen lassen
und rollten seit einem kleinen Stündchen in den stau-
bigsten Alleen des Boulogner Wäldchens auf und nieder.
Da wir bei der furchtbaren Hitze fast die einzigen Spa-
zierfahrer waren, hatte unsere ohnehin schon ziemlich
auffällige Verfolgung den Damen keineswegs entgehen

können, und sie — mit Sonnenschirmen im Wagen versteckt, schienen sich ein Vergnügen daraus zu machen, uns in den besonntesten, schwülsten Alleen an der Nase herumzuführen.

Endlich fanden wir im Café Madrid Vanilleneis, Cigarren und Erfrischung. Auch die Damen schienen des Peinigens satt zu sein. Sie hatten ja, trotz Schirme, von der unerträglichen Hitze beinahe eben so viel gelitten wie wir, und ihre glühenden Wangen, ihre ermatteten Augen zeugten von den Strapazen, die sie ausgestanden hatten.

Ich sah nach der Uhr.

„Halb sechs!“ vertröstete ich meinen Freund. „Lange brauchen wir nicht mehr zu warten, die Dinerstunde naht.“

Richtig. Eine halbe Stunde später hörten wir wieder Pariser Pflaster unter unseren Rädern stöhnen. Aber meine frohe Hoffnung wurde zu nichts; ich sollte die Adresse meiner Brochendame noch immer nicht erfahren. Ihr Wagen hielt vor dem Café Anglais. Die Damen stiegen aus und die Equipage rollte davon.

„Bitte, Henri!“ rief ich, „wirf Dich in den Wagen und folge der Carosse. Du findest mich hier wieder, im Café Anglais. Beeile Dich.“

Mein Freund fuhr hinter dem leeren Wagen her, während ich in das Café trat, in dem die beiden Damen vermuthlich diniren wollten. Ich sah, wie sie mit der Dame du Comptoir einige Worte austauschten, ärgerlich den Kopf hin und her bewegten und sich ent-

schlossen, den Rückzug anzutreten. Sie stiegen die Stufen hinunter.

„Kennen Sie die Damen?“ fragte ich die Buchhalterin.

„Nein!“

„Danke!“ und ich sprang in drei Sätzen die zwanzig Stufen hinab.

Die Damen hatten den Boulevard überschritten und waren in das Maison dorée eingetreten. Dort wiederholte sich identisch dieselbe Scene, der ich im Café Anglais bereits beigewohnt hatte.

„Kennen Sie die beiden Damen?“ fragte ich wieder die Dame du Comptoir.

„Ja!“

„Wissen Sie, wie sie heißen?“

„Nein!“

„Wo sie wohnen?“

„Die ältere wohnt in der Rue Brede.“

„Und die jüngere?“

„Ja, das weiß ich nicht.“

„Danke!“ Ich sprang und lief und hüpfte meinen Damen nach. Sie traten wieder in das Café Anglais ein. An der Thür fand ich Henri Bilbauld, der auf mich wartete.

„Schlechte Nachricht!“ rief er mir entgegen. „Die Carosse mit thierischem und menschlichem Zubehör war bei Garnier gemiethet. Garnier, den ich aus goldenen Tagen kenne, war ausgegangen; sein Stellvertreter wollte oder konnte mir den Namen der Mietherin nicht nennen. Hast Du Indicien?“

„Nichts, Bester, nichts, rein gar nichts. Ich bin spazieren gegangen vom Café Anglais in das Maison dorée und von dort zurück in das Café Anglais, wo Du mich jetzt triffst.“

„Gottlob! ich hätte den Wagen nicht bezahlen können. Verabschiede ihn und laß Gott walten. Wer weiß, wann und ob die Frauenzimmer überhaupt nach Hause gehen.“

Henri mochte Recht haben, aber ich hatte jedenfalls Unrecht, ihm zu erklären, daß mich nichts auf der Welt von meiner Idee abzubringen im Stande sei.

Wir waren zehn Schritt hinter den Damen in den großen Saal getreten und hatten uns an den Tisch gesetzt, der unmittelbar neben dem von unseren „Freundinnen“ eingenommenen stand. Dem Kellner, der uns fragte, was wir zu essen beehrten, gab ich zur Antwort: „Dasselbe, was die Damen neben uns essen.“

„Die Damen erwarten Jemand!“ versetzte der höchlichst erstaunte Garçon.

„Wir auch!“ antwortete Henri mit größtem Phlegma.

„Sehr wohl, meine Herren.“

Der Kellner, der mit unsern Unbekannten auf sehr gemüthlichem Fuße zu stehen schien, ging an den Nebentisch, und ich gewahrte, daß er ihnen unsere Unterhaltung Wort für Wort wiederholte.

„Insolent!“

Dies unangenehme Wort, das die junge, die Brochendamme, läspelte, hallte mir im Ohr wieder. Henri

behauptete, man hätte: „C'est charmant!“ gesagt. Im Zweifel nahmen wir zur Enthaltſamkeit unsere Zuflucht und verzichteten auf alle „Aufklärungen“, die ich, nach meinem Gehör, für nothwendig erachten mußte.

Plötzlich ſervirte man uns eine Suppe. Sie kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Die Magen unſerer Nachbarinnen ſchienen die Bedenklichkeiten der Rückſichtsnahme beſeitigt zu haben, — ſie begannen, auch ohne das dritte Couvert beſetzt zu ſehen, das Diner, das uns ungefähr anderthalb Stunden im Café Anglais zurückhielt. Beim Betreten des Boulevards war die umgeſpannte Garnier'sche Caroffe der erſte Gegenſtand, dem meine Blicke begegneten. Der melancholiſche Groom ſeufzte ſchwer.

VI.

Schauspiel auf der Bühne und im Saale.

Man gab bei dreißig Grad Reaumur ein furchtbares Schauerdrama in dem dumpfigen, engen und häßlichen Saale der Gaieté. Das Drama war von Victor Séjour oder d'Ennery oder einem ähnlichen Kunden. Es hieß, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht: „Das Blutbad auf dem Gottesacker, oder Liebe und Vergeltung.“ Im ersten Acte verlor der Mann sein Weib, im zweiten Acte war das Weib bloß scheinodt und der Mann starb vor Freude. Im dritten Acte starb das Weib über den Verlust ihres Mannes, nachdem sie ein Kind geboren, welches im vierten über den Verlust seiner Aeltern starb. So ging es elf Acte durch. Es war sehr rührend und sehr moralisch.

Dorthin hatten uns unsere Magnete gezogen, und da saßen wir und brüteten seit vollen drei Stunden, denn man hatte, wie es scheint, die unwiderrufliche Absicht, uns à tout prix amüsiren zu wollen. Ich war gerade beim Einschlafen begriffen, als mich das Geräusch

des letzten Zwischenactes aus meinem seligen Halbschlummer aufschreckte.

Wenige Schritte von mir, am Ende der Sperrsitzebank, stand ein stattlicher, wohlbeleibter Herr, der sich wahrscheinlich aus corpulenten Rücksichten nicht bis zu seinem Platze durchzwängen wollte. Aber das war doch wahrhaftig, wenigstens meinen Begriffen nach, kein genügender Grund, mich mit sehr deutlichen, sehr verständlichen Zeichen zum Herausgehen einzuladen. Dennoch, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß ich wirklich der von der Aufmerksamkeit des wohlbeleibten Herrn Bevorzugte sei, und nachdem ich noch meinem Freunde die sorgfältige Ueberwachung unserer Sirenen ans Herz gelegt hatte, leistete ich seiner Aufforderung Genüge. Der fremde Herr ersuchte mich in den höflichsten Formen, ihm zu folgen.

„Mein Herr! Sie ahnen wahrscheinlich schon,“ begann er, als wir uns auf dem Boulevard befanden und uns von der großen Masse isolirt hatten, „was mich veranlaßt, Sie hier zu sprechen.“

„Ich bitte um Verzeihung, keineswegs.“

Mit komischer Gravität fuhr er fort:

„Zwischen Leuten aus unseren Kreisen sind skandalöse Auftritte vollkommen überflüssig, denke ich.“

„Vollkommen überflüssig.“

„Und ich vermuthete, daß das genügen wird.“ Er zog aus seinem Portefeuille eine Karte, die er mir überreichen wollte.

„Ich bitte, mein Herr,“ warf ich ein, „entweder . . .“

„Sie verweigern meine Karte?“ rief er heftiger.

„Aus dem einfachsten Grunde von der Welt: ich verstehe keine Sterbenssilbe von dem, was Sie mir da sagen, und wollte, bevor ich ein Duell eingehe, zu erfahren mich bemühen, weshalb ich mich schlagen will. Wenn das Neugier ist, werden Sie mir verzeihen.“

„Mangel an Gedächtniß,“ sumimte der dicke Herr im a parte, und zu mir gewandt, sprach er langsam und dramatisch mit salbungsvoller Stimme:

„Mein Herr! Sie verfolgen seit heute Morgen Damen, für die ich mich interessire, mit einer Consequenz, die keinen andern Zweck haben kann, als diese Damen zu compromittiren. Wenn das Ihre Absicht war, so seien Sie befriedigt, mein Herr. Es ist Ihnen gelungen, mein Herr, die Damen sind compromittirt; mein Herr, — ich glaube, daß Sie mir nun die verlangte Genugthung nicht verweigern werden.“

Ich versetzte:

„Mit parlamentarischem Brauche wenig vertraut, gestatten Sie mir, geehrtester Herr Vorredner, bevor wir uns ereifern, auf Ihre geschätzte Rede, deren Mäßigung und würdiger Haltung ich alle Achtung zu erweisen für meine Pflicht erachte, mit wenigen, vielleicht unwürdigen, aber aufrichtigen Worten zu antworten. Mein Herr! Ich versichere Sie, daß ich das Gesicht der Dame, welcher Sie Ihr Interesse angedeihen lassen, eben so genau kenne, wie das ihrer Freundin, d. h. gar nicht. Ich vermuthe, daß sie hübsch sind, da Sie sich so warm für sie interessiren; aber wären sie selbst häßlich, wären

sie alt, ja, mein Herr, wären sie selbst verwachsen, ich würde ihnen heute nichtsdestoweniger gefolgt sein. Sie sehen, mein Herr, daß mir keine Eroberungsabsichten im Kopfe spuken. Ich verfolgte weder die eine noch die andere Dame, sondern lediglich eine Broche, welche die jüngere Ihrer Schüßlinge in der Rue de la Paix gekauft hat. Meine Consequenz, die Sie rügen, ist Ihnen der beste Beweis dafür, daß mir sehr viel daran liegt, den Namen der Besitzerin zu erfahren. Deshalb bin ich von der Rue de la Paix gefolgt. Seit heute Morgen um halb elf Uhr bis jetzt — ich sah nach der Uhr — d. h. seit dreizehn Stunden und fünf Minuten, hat „unsere“ Dame ihre Wohnung nicht betreten. Deshalb bin ich dreizehn Stunden und fünf Minuten ihr Doppelgänger. Sie sehen, mein Herr, der Zufall oder vielmehr das freie, unabhängige Leben der Brochendame, aber nicht die geringste gehässige Absicht meinerseits hat die Verfolgung bis jetzt prolongirt. Wenn die Damen aber compromittirt sind,“ setzte ich hinzu, „so schwöre ich Ihnen, daß das nicht im Laufe des Tages geschehen ist, wenigstens nicht vor meinen Augen.“

„Hier ist meine Karte!“ lautete die Antwort; „unsere Zeugen werden sich um alle nöthigen Aufklärungen bekümmern.“

„Hier ist die meinige.“

Wir grüßten uns mit theatralischer Höflichkeit. Der wohlbeleibte Herr, Prinz Awasopoff, wie auf der Karte zu lesen war, ging noch einige Male auf dem Boulevard auf und ab, ich trat in das Dramatheater wieder ein,

wo ich ihn wenige Minuten nach meinem Eintritt mit ernst gefurchter Stirne in der Loge der Damen erblickte.

Henri, dem ich den ganzen Vorfall erzählt hatte, lud sich zum Frühstück ein, das den beigelegten Duellen zu folgen pflegt.

Unterdessen hatten sich so ziemlich alle Schauspieler umgebracht. Mehrere zweimal. Der Vorhang fiel über den Triumph der Unschuld, und alle Welt verließ gerührten Herzens den gräßlichen Saal.

Der Prinz und die Gräfin aus der Rue Breda waren in einen Wagen gestiegen, den ich noch nicht kannte, und die Brochendamme fuhr deshalb allein in der Garnier'schen Equipage den Boulevard entlang und hielt Rue du Helber.

„Endlich!“ riefen wir im Unifono aus, als wir sie in der Hausthür verschwinden und den Wagen davonrollen sahen.

Ich wartete ungefähr zehn Minuten, schellte, der Concierge zog die Thür auf, ich trat in seine Loge, verbeugte mich höflich, drückte ihm etwas in die Hand und sprach:

„Mit etwas gutem Willen können Sie mir einen großen Dienst erweisen. Wie heißt die Dame, der Sie soeben geöffnet haben?“

„Ach!“ seufzte der Edle, „das kann ich Ihnen bei dem besten Willen nicht sagen, mein Herr. Es ist eine neue Dame des Herrn, der das erste Stock bewohnt, — und der junge Herr ist so discret. Er erzählt uns nie, was er vorhat, — nicht wahr, Euphrosine?“

„Nie!“ bestätigte Euphrosine, des edlen Concierge würdige Gattin.

„Himmel und Hölle!“ rief ich ärgerlich und stampfte mit dem Fuße so fest auf, daß der Concierge ganz blaß, Euphrosine ganz roth wurde. „Wie heißt der Herr?“

„Herr Girard, Rentier.“ Und während ich davon lief, hörte ich ihn „Wieder ein Eifersüchtiger!“ in den Bart brummen.

Ich erzählte meinem Freunde meine Leidensgeschichte, begleitete ihn nach Hause, dankte ihm für seine Freundlichkeit, bat ihn Fleurette zu grüßen, bezahlte den Kutscher und schlief mit dem Bewußtsein, meinen Tag gut angewandt zu haben, sanft ein.

VII.

Ein alter junger Freund. — Madame Susanne.

Am andern Morgen gegen elf Uhr befand ich mich in einem sehr eleganten Saale, Stil Ludwig XV., in der Rue du Helder.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Girard zu sprechen?“ fragte ich, nachdem ich dem mir entgegenkommenden Herrn meine Karte überreicht und mit ihm eine tiefe Verbeugung ausgetauscht hatte.

„Ich heiße Girard. Was steht zu Ihren Diensten?“

„Können Sie eine unverzeihliche Indiscretion verzeihen, können Sie sich ein unerklärliches Benehmen erklären? Sie können mir einen großen Dienst erweisen, mein Herr. Seit achtundvierzig Stunden bin ich der gemarterteste Mensch auf Gottes Erdboden. Mit Einem Wort, können Sie mich beruhigen?“

„Wie so?“ fragte Herr Girard. Er bot mir einen Lehnstuhl an, setzte sich mir gegenüber und versicherte mich, daß er Alles thun würde, was in seinen Kräften stände.

Dadurch ermuthigt begann ich, ihm die ganze Ge-

geschichte von der Broche und den Stecknadeln, von meiner gestrigen Irrfahrt durch Paris und Umgebungen bis in die Rue du Helder getreulich nachzuerzählen. Meine Erzählung wurde mit lebhaften Zeichen der Verwunderung und bedenklichen Verzerrungen des sonst so jovialen Gesichtes meines Wirthes begleitet.

„Ich versichere Sie,“ sprach er endlich, „daß mir die Geschichte von der Broche und den Nadeln eben so neu und unerklärlich ist wie Ihnen. Sie erweisen mir unabsichtlich einen großen Dienst und machen mich jetzt zu Ihrem Verpflichteten, denn ich habe noch ganz andere und — verzeihen Sie! vielleicht auch bessere Gründe als Sie, den Schlüssel zum Stecknadel-Geheimniß zu finden. Wollen Sie mir dabei behülflich sein und mir die Ehre erweisen, sans façon mit mir zu frühstücken?“

Die Rolle, die mir Herr Girard aufbürden wollte, war wenigstens bedenklich. Das Tactgefühl sträubte sich gewaltig dagegen, aber die nichtswürdige Neugier, die uns ums Paradies gebracht hat, prickelte in allen meinen Adern, plagte und peinigte mich gewaltig, und soll ich es gestehen? — ich aß von dem verbotenen Apfel der Indelicatesse.

„Ich wünschte Sie mit der Dame bekannt zu machen, die Ihr gestriges Herumfahren verursacht hat,“ fuhr Herr Girard fort, „nur müssen Sie mir verstaten, Sie vertraulich, etwa wie einen alten Schulfreund, zu behandeln, — Sie begreifen?“

„Vollkommen.“

„Wir könnten uns nöthigenfalls dußen . . .“

„Um nicht verdächtig zu erscheinen, ich begreife. Wir könnten uns vielleicht von Zeit zu Zeit umarmen . . .?“

„Und von der guten jungen Schulzeit sprechen.“

„Und von unseren Bubenstreichern . . . vortrefflich!

Wie heißen Sie mit dem Vornamen?“

„Léon . . . und Sie?“

„Tomasz, alter Léon!“

„Braver Tomasz!“ und wir schüttelten uns gerührt die Hände.

In demselben Augenblicke erschien die Brochendamie auf der Schwelle, im koketten Morgennégligé, das Häubchen auf dem Kopfe, reizend. Als sie mich mit ihrem Freunde handschüttelnd und gerührt erblickte, blieb sie wie versteinert auf der Schwelle stehen. Sie war wirklich allerliebft. Mein imaginärer Freund hatte unbedingt guten Geschmack.

Herr Girard war auf sie zugegangen, hatte ihr die Hand geboten und sagte zu ihr, auf mich deutend:

„Susanne, ich stelle Ihnen hier einen meiner besten Freunde, Tomasz B—ki vor, der gestern Abend in Paris eingetroffen und gleich heute in aller Frühe zu mir gekommen ist. Nicht wahr, das ist doch sehr lebenswürdig. Du bist noch immer der alte gute Junge!“ fügte er mir zugewandt hinzu und begleitete das Compliment mit einem abermaligen Händedruck.

„Das ist ja sehr aufmerksam!“ versetzte Susanne. „Sie sind also erst gestern Abend in Paris angekommen?“

„Gestern Abend elf Uhr fünfunddreißig Minuten,“

bekräftigte ich mit einer Seelenruhe, die meinem ungläubigen Schutzheiligen den Zweifel unter sagt haben würde.

„So, so!“ lispelte Susanne mit einem Accente, aus dem ich ganz deutlich „Ei, Sie Aufschneider!“ heraushörte.

„Ich habe Tomasz gleich zum Frühstück hier behalten wollen; er behauptet, denken Sie nur, Susanne, daß er uns genire; ich . . .“

„Aber bleiben Sie doch,“ unterbrach Susanne ihren Freund. „Theilen Sie unser frugales Frühstück; nehmen Sie nur mit unserer Küche fürlieb, — die Küche des Café Anglais steht uns allerdings nicht zur Verfügung. — Was hätten Sie auch zu versäumen? Zum Spazierenfahren ist ja immer noch Zeit. Die Hitze ist übrigens jetzt so unerträglich, daß sich kein vernünftiger Mensch vor sieben Uhr Abends aus dem Zimmer wagt, nicht wahr?“

„Kein vernünftiger Mensch,“ wiederholte ich.

„Kennen Sie schon Paris?“

„Vor Jahren habe ich es längere Zeit bewohnt.“

„Da werden Sie es kaum wiedererkennen. Alles ist um und um geworfen. Das Charakteristische ist „zur Verschönerung der Stadt“ durch bunte und langweilige Boulevards verdrängt. Das Bois de Boulogne ist chauffeemäßig geregelt und schnurgerade, — nichts Idyllisches, nichts Romantisches mehr. Selbst im Café Madrid sind die ländlichen Strohstühle durch Sammetfauteuils ersetzt. Es ist schrecklich.“

Im Laufe des Gesprächs wußte Susanne eine hand-

greifliche Anspielung auf die andere zu häufen, und ich hörte der Erzählerin mit so unerschütterlicher Theilnahme zu, daß sie factisch an meiner Identität zu zweifeln begann.

Die beiden ersten Schüsseln des Frühstückes waren auf- und abgetragen, und es war weder Herrn Girard noch mir gelungen, das Gespräch auf die mysteriöse Stecknadelbroche zu leiten. Da schien plötzlich Herr Girard von einer kühnen Idee begeistert zu sein; er sprang auf, sah nach der Uhr:

„Halb Zwölf!“ rief er, „Gottlob! noch ist es Zeit. Im Schwagen hätte ich beinahe ein sehr, sehr wichtiges Rendezvous vergessen. Wollen Sie mich auf eine Viertelstunde entschuldigen, Susanne?“

„Mit Vergnügen!“

„Tomasz!“ fügte Herr Girard hinzu, indem er den Hut aufsetzte, „Du kennst jetzt mein Ein und mein Alles; ich bitte Dich um Verzeihung. Du wirst mir Dank wissen, wenn ich Dich einige Minuten mit Madame Deinem Schicksal überlasse.“ Er warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu. „Auf Wiedersehen!“ rief er und stürmte davon.

„Verzeihen Sie mir, Madame,“ begann ich, als ich die Hausthür hinter Herrn Girard zusallen hörte, „verzeihen Sie mir, daß ich mit Lug und Trug das Glück Ihrer Bekanntschaft erzwungen habe; auf honetterem Wege ist so Manches nicht zu bewerkstelligen. Sie haben mich natürlicherweise sofort wiedererkannt. Ich bin derselbe „insolent“, der Sie gestern vierzehn Stunden mit ununterbrochener Verfolgung belästigt hat. Befürchten

Sie nicht, Frau Susanne, daß ich Ihnen als Lindor oder Almaviva unglückliche Liebesplage mit obligater Zitherbegleitung vortragen werde. Nein, Madame, meine Absichten sind keusch und lauter, — wie meine Freundschaft zu Herrn Girard, den ich vor einer Stunde zum ersten Mal in meinem Leben erblickt habe. Der einzige Grund für meine gestrige Ungenirtheit und für mein heutiges Aufschneiden ist, um endlich einmal die Wahrheit zu sagen, folgender: Sie sind Besitzerin eines Juwels, dessen Originalität mich überrascht und meine Neugier auf das Neufßerste angeregt hat. Wollen Sie, wenn es statthaft ist, die außerordentliche Freundlichkeit haben, diese meine Neugier zu befriedigen? Wollen Sie in Ihrer Liebenswürdigkeit mir vertrauen, was die vier Stecknadeln in Ihrer prachtvollen Broche für eine Bedeutung haben? Nach Ihrem Bescheide bleibt mir nichts Anderes übrig, als Ihnen herzlich zu danken und Sie tausendmal um Verzeihung zu bitten.“

Susanne war meiner Erklärung mit Spannung und ungetheilter Aufmerksamkeit gefolgt. Als ich der Broche und der Stecknadeln erwähnte, lächelte sie; am Ende meiner Tirade lachte sie nach Herzenslust.

„Viel Lärm um Nichts!“ rief sie und lachte. „Armer, lieber junger Herr, die Broche gehörte ja gar nicht mir. Man hatte mir von ihrer außerordentlichen Schönheit und Absonderlichkeit so viel erzählt, daß ich wie alle Anderen, wie Sie, verlockt wurde, das seltsame Juwel zu besichtigen. Hätten Sie etwas aufmerkamer gestern hingeschaut, so würden Sie wohl gesehen haben, daß man

mir die Broche nicht verkauft, sondern nur gezeigt hat. Sie gehört einer fremden Dame, das ist Alles, was ich erfahren habe. Meine Neugier war gleichfalls sehr gereizt, aber trotzdem ist es mir nicht gelungen, meinen gewöhnlichen Fournisseur zu einer befriedigenden Indiscretion zu verleiten."

„Der Fournisseur!" rief ich ärgerlich, „der Kerl ist an Allem Schuld mit seinem dummen, einfältigen Lachen. Er lachte, Madame!"

„Ja, welcher Fournisseur lacht nicht?"

„Schickal!" declamirte ich mit Hyacinth, „deine Fügungen sind bisweilen außerordentlich langweilig! Wer läßt aber auch Stecknadeln in Smaragden und Diamanten fassen?"

„Und Rubinen," ergänzte Susanne.

Ich war der Verzweiflung nahe. Die Ankunft des Herrn Girard brachte mich momentan auf andere Gedanken; er sah zu fidel aus und lachte wie ein Zaunkönig.

„Wissen Sie, wo ich herkomme?" schrie er uns jubelnd entgegen. „Aus der Rue de la Paix! Ich habe die Broche gesehen; sie ist noch immer da, mit den vier Nadeln in der Mitte. Haha!" Er lachte, es war zum Rasendwerden. „Armes Käzchen, liebe Susanne, verzeih' mir meinen Argwohn... aber wo Teufel haben Sie eigentlich Brochen kaufen sehen?" fragte er mich höchlichst vergnügt.

„Ach," sprach ich, „ich kenne die Wahrheit. Alles hat sich aufgeklärt oder vielmehr nichts, rein gar nichts! Ich bin so klug wie gestern. Nehmen Sie mir die Un-

ruhe, die ich Ihnen verursacht habe, nicht übel, seien Sie herzlichst bedankt und behalten Sie mich in gutem Andenken! Ich empfehle mich Ihnen, for ever!"

Ich lief wie ein gehetztes Reh davon. Susanne und Herr Girard hielten mich wahrscheinlich für verrückt und verziehen deshalb mein ungestümes Aufbrechen.

VIII.

Allmählich klärt es sich auf.

Als ich zu Hause ankam, übergab mir mein Concierge zwei eingekniffene Karten mit dem Bemerkten, „die Herren seien dreimal bei mir gewesen.“ Ich las zwei mir völlig fremde Namen von slavischem Anflug, und erst als ich die Bleistiftkritzerei, die auf der Rückseite einer dieser Karten stand, entziffert hatte: „très étonnés — de la part de M. le prince Awasopoff“, konnte ich mir das Räthsel erklären. Es waren die Secundanten. Die Duell-Episode hatte ich ganz und gar vergessen.

Ich nahm einen Wagen und fuhr augenblicklich in die Rue Dominique-Saint-Germain. Der Prinz war eben ausgegangen. Was sollte ich thun? Dem kindischen Spiel einen tiefen Sinn beilegen? Mit Ernst und Würde prahlen? Ich hielt es für angemessen, in einem Café folgendes Billet aufzusetzen, das ich beim Portier des Prinzen deponirte:

„Verehrtester Herr! Es thut mir unendlich leid, Sie verfehlt zu haben. Die Zeugen, die Sie mir zu

schicken die Freundlichkeit hatten, habe ich zu meinem eben so großen Leidwesen nicht empfangen können, weil ich den Auftritt, den Sie mir gestern Abend zu bereiten für gut befanden, vollkommen vergessen hatte und ausgegangen war. Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich, da ich Sie eben so wenig beleidigt habe, wie Sie mich, die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Todtschießerei keineswegs zu begreifen im Stande bin. Sollten Sie dennoch bei Ihrem Beschlusse beharren, so schließe ich, daß, da ich sicher bin, Sie nicht beleidigt zu haben, ich der schwer Beleidigte sein muß, und erkläre Ihnen als solcher, daß ich nur folgenden Zweikampf annehmen kann und werde:

„„Wir setzen uns dicht neben einander auf Orsini'sche Taschenbomben, stecken den Zünder mit der einen Hand an und erstechen uns mit der anderen mit vergifteten Dolchen.““

Wenn Sie mich aus anderen mir unbekanntem Gründen persönlich beleidigen wollen, so stehe ich gern zu Ihren Diensten; ich werde die Ehre haben, Sie im Laufe des Tages bei mir zu erwarten und bitte Sie, mein Herr, meine höflichsten Grüße genehmigen zu wollen.

Tomaz 3—ki.

Um ein Uhr Nachmittags trat der Prinz in mein Zimmer. Er hatte sich seit gestern nicht verändert, war noch immer wohlbeleibt, eben so ernst und würdevoll und eben so wüthend.

„Ich habe Ihr Schreiben erhalten. Ist das Ihr letztes Wort?“

„O, ich hoffe nicht; ich hege vielmehr den frommen Wunsch, daß diesem Worte noch viele andere in meinem Leben folgen mögen.“

„Mein Herr, ich bin nicht aufgelegt zu . . .“

„Ach was!“ unterbrach ich ihn ärgerlich: „ich bitte Sie in möglichster Ruhe, thun Sie mir den einzigen Gefallen und spielen Sie nicht mit Cavalierhaftigkeit, die hier wahrhaftig nicht angebracht ist. Mir läuft am Ende auch die Galle über: ich glaube eben so viel Ehrgefühl im Leibe zu haben, wie irgend wer, und gebe Ihnen die Versicherung, daß das meinige durchaus nicht nach Blut lechzt. Beantworten Sie mir gefälligst die einzige Frage: Weshalb wollen Sie sich durchaus mit mir schlagen? Aber bitte, sprechen Sie klar und deutlich, — verbale Hieroglyphen sind mir nicht verständlich.“

„Ich kenne Ihr Verhältniß zur Gräfin***,“ antwortete der Prinz mit gewöhnlicher Gravität.

„In diesem Falle würden Sie mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie es mir anvertrauen wollten, denn ich kenne es nicht.“

„Seit vierzehn Tagen suche ich Sie,“ fuhr der Prinz fort, „Sie haben sich lange genug vor mir zu verbergen gewußt, wenn mich nicht die Einfältigkeit der Gräfin selbst auf die Spur gebracht hätte.“

„Ich ersuchte Sie, nicht räthselhaft sein zu wollen. Ich wiederhole meine Bitte.“

„Sie sind Pole! nicht wahr?“ rief der Prinz mit durchbohrenden Blicken.

„Ich habe die Ehre — und Sie? —“ Auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich dachte an Fleurette's Auskunft über die Gräfin***, an ihre russisch-polnische Liebes-Allianz, an die Eifersucht des Russen. Alles wurde mir klar; ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten.

„Sie irren sich,“ sprach ich, „gestatten Sie mir, es Ihnen zu sagen. Sie sind das Opfer eines bedauerlichen Mißverständnisses, das ich jetzt zu durchschauen glaube. Meine unglückliche Nationalität ist an Allem Schuld. Sie glauben in mir einen Rivalen und — ich bitte um Vergebung! — einen zeitweise glücklichen Rivalen zu erblicken. Ich gebe Ihnen ernstlich mein Wort, daß ich mit der Frau Gräfin*** noch keine Silbe gesprochen habe. Genügt Ihnen das?“

Die würdevolle Physiognomie meines Gegners nahm einen wo möglich noch gravitätischeren Ausdruck an.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr!“ nahm er nach einer kurzen Pause das Wort, „ich bin in der peinlichsten Lage, in der gräßlichsten Verlegenheit. Ich zweifle natürlicher Weise nicht einen Augenblick an einer Aussage, die Sie mit Ihrem Worte bekräftigen; nicht einen Augenblick, ich verjichere Sie — allein...“ Er zögerte eine Secunde lang.

„Allein?“ wiederholte ich ungeduldig.

„Allein mein Betragen ist auch erklärlich. Ich würde mich nicht erdreistet haben, Ihnen gegenüber den sonderbaren Ton anzuschlagen, den ich gebraucht,

wenn mir nicht die Gräfin selbst unter Schluchzen und Thränen die vermeintliche grausame Wahrheit gestanden hätte."

„Die Frau Gräfin," fragte ich mit möglichstem Ernste, „hat Ihnen unter Thränen ein Liebesverhältniß anvertraut, das zwischen ihr und mir bestände?"

„Ja, unter Thränen."

„Die Frau Gräfin geruhete zu scherzen, ich versichere Sie, oder vielmehr, die Frau Gräfin wollte Ihrer Eifersucht und meiner Neugier eine kleine Lection ertheilen. Der ganze Sachverhalt ist folgender: Ich glaubte, Frau Susanne, die Freundin Ihrer Freundin, besitze eine gewisse Broche, über die ich Erkundigungen einzuziehen begehrte; ich wollte deshalb die Adresse der Frau Susanne zu erfahren suchen und folgte so discret wie möglich ihrem Wagen. Frau Susanne aber, anstatt vom Goldschmied nach Hause zu fahren, holte ihre Freundin, die Ihrige, ab und führte mich mit dieser bei der jetzigen Temperatur vierzehn Stunden im Bois de Boulogne, im Maison d'Or, im Café Anglais und im Theater de la Gaïeté spazieren, bis ich endlich heute früh in der Rue du Helder erfahre, daß ich mich geiräuscht, daß ihr die Broche gar nicht gehörte, daß ihr die Stecknadeln eben so räthselhaft sind, wie mir. Alles dies schien mir kein genügendes Duellmotiv aufzuweisen, ich bat Sie daher um Aufklärung."

Der Prinz reichte mir die Hand, in die ich wacker einschlug. „Verzeihen Sie . . ."

„Ich bitte Sie," unterbrach ich ihn, — „haben Sie

die Broche gesehen?" fragte ich, um dem peinlichen Gespräch eine andere Wendung zu geben, „die Stecknadelbroche in der Rue de la Paix?"

„Die Broche der Fürstin L*i? Freilich.“

Der Prinz nannte mir einen sehr bekannten Namen aus der slavischen Aristokratie, der unter Anderen auch von der Frau eines der erst jüngst verstorbenen Staatswürdenträger Frankreichs getragen wird.

„Was!“ rief ich freudig überrascht, „die Broche gehört der Fürstin L*i?“

„Der Fürstin L*i. Sie wissen, es giebt deren wie Sand am Meere.“

„Entschuldigen Sie meine überhäuftten Fragen: Wissen Sie, was die Stecknadeln zu bedeuten haben? oder falls Sie es nicht wissen, können Sie mir sagen, wo die Frau Fürstin wohnt, wie man die Ehre, in ihrem Hause Zutritt zu finden, erlangen kann?“

„Die Geschichte von den Stecknadeln ist mir nicht bekannt. Die Frau Fürstin wohnt in der Avenue Marbeuf, ich kenne sie genau genug und werde mir natürlich ein Vergnügen daraus machen, Sie derselben vorzustellen.“

„Ich nehme Ihr gütiges Anerbieten mit aufrichtigem Danke an,“ versetzte ich, „Sie ersparen mir wahrhaftig schlaflose Nächte.“

„Sie sind morgen im Laufe des Nachmittags frei?“

„Zu jeder Zeit.“

„Auch zum Frühstück?“

„Auch zum Frühstück; — ich bringe einen Gast mit, der sich schon gestern eingeladen hat.“

„Und ich meine beiden Zeugen . . . ein kleines déjeuner de garçons.“

„Bei den Frères Provençaux?“

„Wie es Ihnen beliebt. Gegen Zwölf?“

„Gegen Zwölf bei den Provençaux.“

Der Prinz verabschiedete sich, nachdem er sein Versprechen mit einem abermaligen Händedruck erneuert hatte.

IX.

Der Anfang vom Ende.

Das Frühstück war lustig. Unsere Gäste verließen uns gegen drei Uhr, der Prinz und ich gingen über die Elysäischen Felder der Avenue Marbeuf zu. Ich muß gestehen, daß ich mich auf dem Wege einer gewissen Befangenheit nicht erwehren konnte. Mit der Thür konnte ich natürlich nicht ins Haus fallen; heute konnte ich gar nicht daran denken, den geheimnißvollen Schleier fallen zu sehen. Es galt jetzt, zu zeigen, ob mein Herr Papa, der mich zur diplomatischen Laufbahn bestimmen wollte, sich getäuscht hatte, oder nicht.

Der Prinz hatte mich der Fürstin als Landsmann vorgestellt, und die edle Frau empfing mich mit jener herzlichen Liebenswürdigkeit, die unter Landsleuten, wenn sie sich in eines fremden Herrn Lande begegnen, schnell das Förmliche und Ceremonielle beseitigt und ein gegenseitig vertrauliches, gemüthlicheres Verhältniß eintreten läßt. Sie mußte bildschön gewesen sein in ihren jungen Tagen. Sie war noch schön, obgleich ihr volles Haar schon ergraut, und jahrelanger, stiller Schmerz auf

diese hohe Stirn zu früh seinen Stempel gedrückt hatte. Die Fürstin war wohl kaum fünfzig Jahre alt. Sie war schlank gebaut, ziemlich groß, ihr Gesicht war regelmäßig, aristokratisch fein zugeschnitten. Den schwer-müthigen, tiefblauen, ruhigen, klaren Augen sah man überwundenen Schmerz an.

Bei meiner ersten Visite erfuhr ich natürlich keine Sterbenssilbe über die Nadeln. Aber ich lernte eine liebenswürdige, edle Frau kennen, die mich mit patriarchalischer Gastfreundschaft bewirthete.

„Besuchen Sie mich recht bald wieder,“ sagte zu mir die Fürstin beim Abschiede. „Ich bin jetzt ganz allein. Mein Mann kommt erst in einem Monat aus Warschau zurück; leider habe ich ihn nicht begleiten können, meine Gesundheit hat in der letzten Zeit zu sehr gelitten. Besuchen Sie mich, ja? Wir können von Polen schwärmen, ich bin eine warme Patriotin.“

Es bedurfte sicherlich nicht dieses neuen Reizes, um mich zu bewegen, der Einladung der Fürstin möglich oft Folge zu leisten.

Wir sind gar oft spazieren gegangen, haben auch ein kleines verlassenes Häuschen, das sich zwischen Bougival und La Celle hinter Hügeln im Dickicht versteckt, gar oft besucht, und in demselben Häuschen, das Du vor Dir siehst, erzählte mir die Frau Fürstin die Geschichte von den Stecknadeln, die ich Dir jetzt anvertrauen will.

X.

Glückliche Flitterjahre.

Als sie der Fürst T*i heimführte, gab es weit und breit kein schöneres, frischeres, lebenslustigeres Weibchen, als die junge Fürstin Helene.

Es giebt hienieden ein Glück, das uns erschreckt, wenn der ruhige Verstand das Maß dieser Göttergabe zu fassen beginnt. Die Gottheit zürnt den Allzuglücklichen. In seligen Träumen, wenn wir aller Erdenlast entladen, auf den Fittigen der Phantasie in Sonnenregionen getragen, in ewigem Frühling schwärmen, durchzuckt uns plötzlich der unheimliche Gedanke unserer irdischen Unvollkommenheit; wir raffen uns gewaltsam auf, verlassen willkürlich diese allzu schönen Gefilde, und fühlen uns erst frei und behaglich, wenn wir mit einem Leide das Bewußtsein unserer Menschlichkeit, unserer menschlichen Leiden und Gebrechen zurückerlangen.

Helene und der Fürst Peter T*i waren vollkommen glücklich, d. h. allzu glücklich. Der Augenblick, an dem das Schicksal sein günstiges Antlitz von ihnen wendete und ihnen die furchtbare Rehrseite seines Januskopfes,

das schreckliche Gorgonenhaupt zeigen sollte, ließ nicht auf sich warten.

Gegen das Ende der zwanziger Jahre, in die die Vermählung des Fürsten T* i fällt, brach in unserem polnischen Vaterlande die große nationale Bewegung aus, die bald alle Parteien mit sich fort riß. Die Gährung steigerte sich von Tag zu Tag. Der Drang nach Unabhängigkeit entfaltete sich mehr und mehr und wuchs unter Mickiewicz' begeisterten Gesängen kräftig empor.

Der junge Fürst Peter, der mit einem der Anführer der nationalen Opposition durch die Bande der innigsten Freundschaft verbunden war, konnte von dem Freiheitsfieber, das alle Adern unseres Vaterlandes durchrieselte, nicht unberührt bleiben. Das Fieber erpackte ihn mitten in seinen ruhigen Familienfreunden, riß ihn aus den Armen seiner ruhigen, liebenden Frau und warf ihn mitten in die politischen Wirren. Sein feuriges Blut, seine jugendliche Thatkraft, seine edle Geburt drängten ihn in die ersten Reihen der Unzufriedenen, und bald glänzte sein Name unter den hervorragendsten der Aufständischen.

Die November-Revolution von 1830 brach aus. Der Fürst war einer der Ersten, die in das Belvedere eindrangen. In der ganzen tollkühn bewegten Zeit blieb er in dem Vordergrund des politischen Schauplatzes. Neben Radziwill und Chlopicki kämpfte er bei Grochow, fiel in die Hände der Russen und wurde zu lebenslänglicher Deportation nach Sibirien verurtheilt.

Selene verließ in gräßlicher Verzweiflung Warschau, sobald die Kunde zu ihr gelangt war, und siedelte nach Frankreich über, um in einem allem Menschenleben entlegenen Häuschen zwischen La Celle und Bougival mit einer alten Dienerin ruhig den Tod zu erwarten.

Aus ganz besonderer Gnade hatte man für den edelgeborenen Gefangenen nicht die Katurga, die plebejischen Sträflingsarbeiten in den Minen von Irkutsk, sondern die noblere Strafe des beständigen Müßiggangs in der geheimnißvollen Welt von Akatuja unweit Ner-tschinsk in derselben Provinz Irkutsk bestimmt.

Peter wurde in eine Zelle geworfen, durch deren kaum handbreite, fest vergitterte Luke vom Tageslicht nicht einmal ein matter, zweifelhafter Schimmer dringen konnte. Der Unterschied zwischen Tag und Nacht war kaum merklich. Die Jahreszeiten ließen den Insassen ungerührt. Man war zu glauben versucht, daß es der raffinierten Grausamkeit gelungen wäre, in dieser graujigen Zelle den fürchterlichen Gedanken der verewigten Monotonie zu verwirklichen. Das Loch, welches dem Gefangenen zu seinem ferneren, ewigen Aufenthalte angewiesen wurde, bedeckte kaum eine Fläche von sechs Fuß im Quadrat und war vielleicht sieben Fuß hoch. Der Narjadschik oder Gefangenwärter, der dem Fürsten das Geleit gab, ein großer, alter Mann, früherer Galeerensclave, er war mit den schrecklichen Buchstaben „Wor“ (Dieb, Verbrecher) auf Stirn und Backen gebrandmarkt, zeigte ihm beim Laternenschimmer eine festgemauerte Britsche, das einzige Mobiliar, schärfte ihm

die Vitanei der Hausordnung ein und empfahl dem Gefangenen wiederholentlich, auf alle Punkte genau Acht zu geben, da es seine Instruction sei, kein Wort mit dem Gefangenen zu wechseln und auf keine Reclamation zu hören. Verstöße gegen die „Hausordnung“ pflegte der Inspector gewöhnlich mit dem sogenannten Spießruthenlaufen zu bestrafen. Darauf empfahl er sich, der Schlüssel knarrte — und Peter blieb allein.

Er saß auf der Pritsche, den Kopf auf die Hand, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, und blickte stier vor sich hin. Seltne Erinnerungen an lichte Tage umgaukelten ihn in diesem Loch, in dem er verdummen und verfaulen sollte. Das grinsende Gespenst der Zukunft richtete sich schon vor ihm auf. Wohin er blickte, rechts und links, — war nichts, er streckte die Arme aus und griff — nichts, er kroch am Boden entlang — nur Staub — nichts, an das sich sein Geist anklammern, an dem er sich nähren konnte. Der Gedanke, daß er zum Vieh werden, das Gedächtniß verlieren werde und müsse, machte ihn schauern. Er verzweifelte, fühlte neue Hoffnung und fiel wieder in Verzweiflung zurück. Er war namenlos unglücklich und elend.

Eine qualvolle Stunde folgte der andern, ein sorgenschwerer Tag dem andern. Die maßlose Trägheit, die ihm aufgedrungen war, scheiterte noch an seinem festen Willen, er wollte sich und seinen Geist beschäftigen, und in den ersten Monaten gelang es ihm auch.

Aber nach und nach erfaßte ihn Mattigkeit und Erschlaffung. Lange Stunden schlichen dahin, die der

Gefangene in stumpfsinnigem Unbewußtsein durchtaumelt hatte. Er wurde, wie man sagt, „zähm und mürbe“. Seine Energie erlahmte, sein Geist erschlaffte, und wenn er sich gewaltsam aus diesem schweren Taumel herausriß und sich ermannete, so fühlte er nur, wie elend, wie unglücklich er war, wie er sich seinen einzigen Gefährten, sein Gedächtniß und die Erinnerungen, die es ihm vorführte, allmählich entfremdete.

So verging die Zeit, die nach den Berechnungen des ökonomischen Verwaltungsraths der Festung von Akatuja gerade hinreichte, um die Kleider des Gefangenen unbrauchbar zu machen.

XI.

Eine Abwechslung. Die Stecknadeln.

Als dem jungen Fürsten angezeigt wurde, daß er seine abgerissenen Kleider gegen neue vertauschen sollte, als er zum ersten Mal wieder einen Menschen, eine Laterne und Kleider erblickte, da stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

„Gottlob!“ rief er. „Eine Abwechslung, noch bin ich nicht verloren.“ Er zog seine Bekleidung aus und wollte sie dem Wärter überreichen, als er beim Schimmer der Laterne an der Naht des Aufschlags seiner Jacke vier kleine helle Punkte glänzen sah. Während der Wärter die Solidität der Britsche prüfte, erkannte Peter in den Punkten — die Knöpfe von vier Stecknadeln, die vielleicht ein Versehen des Schneiders in dem Kleidungsstücke gelassen hatte, das er so lange getragen. Mit Fieberhaft und Todesangst, überrascht zu werden, zog er die Stecknadeln heraus und warf sie auf's Gerathewohl in den Staub, der den Boden verdeckte.

„Ich werde sie wiederfinden,“ tröstete er sich.

Der Wärter verschwand mit seiner Laterne. Das

verhaßte Dunkel, das wieder eintrat, schreckte den Gefangenen nicht. Er fühlte sich nicht mehr allein. Die vier simpeln, armseligen Stecknadeln, so geringfügig, so werthlos, waren für ihn ein himmlischer Trost. Er konnte damit spielen, er konnte sich damit unterhalten, er konnte sich vielleicht ein Leid damit anthun. Sie waren ihm Alles, die vier armseligen Dinger: sie beschäftigten ihn.

Doch wo waren sie hingerathen? Er hatte sie, Gott weiß wohin, geworfen; er wußte nicht, wohin sie gefallen waren. Wie konnte er in dem Augenblick, wo er diesen Kettern aus der Noth in der Noth begegnete, diesen Strohhalme, an den sich seine untergehenden Hoffnungen mit wahnsinniger Wuth anklammerten, wie konnte er in einem solchen Augenblicke auf etwas Anderes achten, als auf die vierschrötige Gestalt seines rohen Marjabschik, der ihm sein ganzes Glück, die Nadeln, wenn er sie erspäht hätte, sicherlich geraubt haben würde.

Peter warf sich auf den Boden und begann, tastend jeden Winkel, jeden Fleck der kleinen Zelle zu durchsuchen — suchte und suchte immer vergeblich, bis er völlig ermattet auf sein hartes Lager sank.

Der Schlaf, der ihm die Lider erschwerte, erschreckte ihn nicht, — er schloß ja mit einer Hoffnung die Augen, weil er wußte, daß er sie mit einer Hoffnung wieder öffnen würde, mit der Hoffnung, nach beendeter Ruhe, sei es am Morgen, sei es am Abend, sei es morgen oder später, seine kleinen Gefährtinnen, die Nadeln, wiederzufinden.

Seitdem Peter seiner Freiheit beraubt war, hatte er allabendlich vor dem Einschlafen inbrünstig den Himmel angefleht, ihm sein Weib, seine Freunde erscheinen zu lassen. Der Himmel ist nicht immer mild, — er züchtigt die, die er liebt, sagen gläubige Weise. Den armen Gefangenen liebte er sehr, denn er züchtigte ihn hart. Nicht ein einziges Mal ward es ihm vergönnt, die ferneren Lieben im Traume zu schauen, und Peter fühlte mit wahrhaftem Entsetzen, wie sich ihre Züge immer mehr verwischten, verdunkelten, wie sie ganz zu erlöschen drohten; er ahnte, daß sie bald ganz verschwunden sein und nichts hinterlassen würden, nicht einmal eine Erinnerung an die dahingegangene Erinnerung.

In seiner qualvollen Einsamkeit war dieser Gedanke, diese Ahnung vielleicht die schrecklichste Qual.

Peter betete heut wie immer: „Zeige mir mein Weib im Traume, gieb mir Kraft, mein Schicksal zu ertragen, stärke meine Energie, rege mich an, bewahre mich vor Verzweiflung und erlöse mich vom Uebel. . . und,“ fügte er leise hinzu, es war der erste erschütternde Zusatz zu seinem gewöhnlichen Gebete, „und laß mich meine Nadeln wieder finden.“

Peter lächelte über sich selbst und schlief lächelnd ein.

XII.

Ein altes Liedchen aus einer deutschen Oper.

Die gläubigen Weisen sind rechtschaffene, biedere Leute und haben im Grunde genommen doch Recht: der Himmel ist nicht unerbittlich.

Peter träumte zum ersten Mal von seiner Frau.

Er sah sie, so wie er sie früher gesehen und geliebt hatte, in voller Jugendfrische, mit denselben treuherzigen Augen, die ihn lieb anlächelten. Es war auch derselbe Garten, in dem er sie zum ersten Mal umarmt hatte, und die alte Linde, die bedenklich den Kopf dazu geschüttelt, aber das glückliche Paar dennoch vor den Augen der Welt unter ihrem discreten Schatten geborgen hatte, die alte Linde stand noch auf demselben Flecke; sie war verjüngt und mit Blüthen verdeckt. Denn es war Frühling und alle Herzen fühlten es.

Sie gingen auf und ab und sprachen gar mancherlei.

„Beeilen wir uns,“ sagte Helene, „die Gäste werden bald kommen.“

„Welche Gäste?“ fragte der Fürst.

„Aber, lieber Mann!“ rief das junge Weib mit

halb freundlichem, halb vorwurfsvollem Lächeln, „bist Du so verliebt, daß Du Dein Gedächtniß ganz verlierst?“

„Ach! sprich mir nichts von meinem Gedächtniß, Helene. . . Ich werde es mir zu erhalten wissen, glaube mir . . . ich habe ja meine Nadeln, meine kleinen Stecknadeln, — man wird sie mir doch nicht nehmen? Es wäre zu grausam.“

„Man soll sie Dir nicht rauben, aber laß die Nadeln. Denk an den heutigen Tag, an den 15. Mai, unsern Hochzeitstag! Hast Du nicht selbst alle Vorkehrungen getroffen, die Einladungen besorgt, das Festmahl angeordnet? Hörst Du nicht die freudigen Accorde, die dort von der Laube her erschallen? Es ist der Hochzeitssmarsch. Komm nur — komm! man wartet unser.“

Peter blickte traurig vor sich hin, die freundlichen Worte Helenens vermochten nicht, ihn zu erheitern. Er zauderte, zauderte. Etwas quälte ihn. Ein schrecklicher Gedanke, der ihn ewig verfolgte, kam ihm nicht aus dem Sinn.

„Unser Hochzeitstag! Heute?“ fragte er. „Helene, ich kann dem Festmahl nicht beiwohnen, ich bin ja gefangen; ich bin ja allein, weit, weit fort von Dir, weit fort vom Gärtchen, weit von den Freunden entfernt, — da drüben bin ich, in der Weste Akatuja, bei Nerischinsk, in dem öden Irkutsk; da sitze ich allein in meiner Zelle. Sie wollen, daß ich den Verstand verliere, aber ich will ihn nicht verlieren. Helene, jetzt habe ich auch meine Nadeln.“

„Plagt Dich der böse Traum noch immer?“

„Ach, es ist Wahrheit, Helene! schreckliche Wahrheit, und jetzt, wo ich Dich höre und sehe, wo ich zu Dir sprechen kann, jetzt träume ich wohl.“

Helene schlang ihren Arm um seine Schultern, sah ihn herzlich an, küßte ihn und sprach:

„Glaub' mir, Peter, bald wirst Du ganz geheilt sein, bald wirst Du fühlen, daß die Qualen der Gefangenschaft nichts Anderes sind, als böswillige Traum-bilder der hämischen Phantasie, daß Du in Wirklichkeit nie von meiner Seite gewichen bist, mich nie verlassen hast und nie verlassen wirst. Nur Muth und Vertrauen, mein Freund! Kann so vernünftig ein Traum-bild sprechen?“

Ein jedes tröstende Wort verscheuchte eine Falte von der Stirn des Träumenden. Sein Gesicht wurde ruhiger, sein Athem regelmäßiger. Er lag auf dem harten Holz, still und friedlich lächelnd, wie auf Rosen gebettet. Helene hatte ihn überzeugt. Er fühlte sich glücklich.

„Ja, ja, Du hast Recht, Helene, ich träumte und jetzt wach' ich. Würde ich Dich sonst sprechen hören? Würde ich sonst alle unsere guten Freunde dort sitzen sehen und unterscheiden können? Dort sitzen sie, siehst Du? Nicht einer fehlt, ich kenne sie alle. Ich wache, ich wache. Akatuja war ein böser Traum. Du hattest Recht, Helene, immer Recht. Würde ich mich an der reizenden Melodie, an den süßen Harmonien jenes alten Liedchens ergötzen können, das jetzt, gerade jetzt gespielt wird? Hörst Du es wohl, Helene? Es ist ein altes

Liedchen. Ich habe es seit Jahren nicht gehört, ich hatte es ganz vergessen, aber ich liebe es sehr. Ist es nicht von einem deutschen Meister? Vielleicht vom göttlichen Mozart? Freilich, freilich. . . Bärchen sucht ihre Nadel . . . horch! horch!

Unglücksel'ge kleine Nadel!

Hilf ihr suchen, Helene, Du bist so gut. Ich danke Dir; ich verstehe Deine Aufmerksamkeit sehr wohl. Die Nadeln sind mir lieb geworden. Ja, jetzt fühle ich es: ich wache, ich wache!"

Peter erwachte plötzlich. Er richtete sich auf, legte die Hand an die Stirn, rieb sich die Augen, tappte umher und stieß auf das Holz der Pritsche.

„Ein Gefängniß?“ rief er mit gleichgültigem Lächeln. „Bah! gleichviel, — ich träume und werde erwachen!“

Wohl eine Stunde blieb er nachsinnend sitzen, unbeweglich, als wäre er wirklich vom Traum befallen. Alle Bilder, die ihm der gütige Himmel in der Nacht, in der seit Jahren glücklichsten Nacht seiner langen Nacht gezeigt hatte, schwebten noch einmal an ihm vorüber und schienen ihm zuzurufen:

„Wir kommen wieder!“

Peter hatte in Akatuja das Singen verlernt. Das Unglück singt nicht. Heute überraschte er sich, wie er unwillkürlich ein Liedchen summt, das ihm immer und immer wieder im Kopf spukte und sich gewaltsam aus der Kehle drängte. Peter wußte selbst nicht, was mit ihm vorgegangen war, wer es ihm mit diesem naiven

Liedchen angethan hatte. Er sann und sang dabei, — immer dieselbe einfache Melodie. Was konnte das für ein Liedchen sein? War es nicht von einem deutschen Meister?

Mit einem Sage war Peter von seinem Lager aufgesprungen. Wenn der Wärter das Ohr ans Schlüsselloch gelegt hätte, würde er einen groben Verstoß an der Hausordnung dem Smotritel haben melden müssen. Denn der Gefangene sang aus voller Brust, mit deutlichem Text und sicherlich verklärtem Antlitz:

„Unglücksel'ge kleine Nadel!“

die Romanze des kleinen Bärbchen aus Mozart's „Figaro“.

„Und nun,“ rief er selig aus, „nun meine Nadeln!“

XIII.

Die berühmte Katharine.

Dreimal hatte Peter die Augen geschlossen, dreimal seine Frau im Traume umarmt, als er am vierten Tage, kurz vor der Ruhezeit, dicht an der Mauer, unweit des Eingangs, die erste Nadel fand.

Gewisse Stimmungen lassen sich nicht wiedergeben. Timanth, der große Maler, war sicherlich eben so weise wie geschickt, als er das Gesicht Agamemnon's, den er in dem Augenblicke, in dem er den Tod seiner Tochter Sphigenie erfährt, darstellte, mit einem Schleier bedeckte. Für den Schmerz des Vaters über den Verlust einer heißgeliebten Tochter giebt es keinen Ausdruck, keine Farben. Unbeschreiblich war auch die Freude des Gefangenen über den geringen Fund, über die kleine Stecknadel.

„Heute ist der 19. Mai!“ sprach er, „jetzt will ich die Tage zählen. Ganz richtig, vor vier Tagen war ja mein Hochzeitstag . . . Heute ist der 19. Mai.“

Der Augenblick, in dem Peter von dem Besizthum

seiner Nadelgesellschaft Kenntniß erlangt, die Nacht, in der er von seiner Frau geträumt hatte, wurden bedeutungsschwere Momente in dem ereignißarmen Leben des Gefangenen und entschieden über seine Zukunft. Sie bildeten für ihn den Ausgangspunkt einer neuen, freudigeren Aera; die Morgenröthe eines hoffnungsfrohen Lebens lächelte ihm aus ihnen entgegen, und das traurige Leben, das ihn zum verzweifelnden Wahnsinn zu führen drohte, war mit ihnen abgeschlossen.

Schon am andern Morgen fand er zwei andere Nadeln. Die vierte und letzte hielt sich, Gott weiß wo, versteckt; er konnte sie nicht entdecken. Er ließ nicht nach. Sie war in der Zelle, sie konnte nicht verloren gegangen sein; er mußte sie finden. Tage lang, Wochen lang suchte er, immer vergeblich. Aber während seines unausgesetzten Suchens machte sein Geist, den er auf die verlorene Nadel allein zu fixiren wähnte, alle möglichen willkürlichen Excursionen. Peter hatte sich vorgenommen, nur an seine Nadeln zu denken, zu suchen, nur zu suchen; aber in dieser, wenn auch monotonen, doch ununterbrochenen Beschäftigung erstarkten alle Fasern seines Gefühls und seines Geistes ganz allmählich, und die Geistesmaschinerie, die schon gestockt hatte, begann erst langsam, dann aber, als das geschmeidige Del der Arbeit die Räderwerke wieder in Ordnung brachte und die Energie ihre ganze Schwungkraft wieder zeigen und bewähren konnte, immer sicherer und getroster ihre wohlthätige Thätigkeit wieder aufzunehmen. — Diese Geistesarbeit, die mit jeder kommenden Stunde weiter um sich

griff, bis in den schon verwahrlosten Boden ihre Wurzeln ausstreckte und überall frisches Leben erweckte, führte zu einem vollkommenen Umschwung in Peter's einsamem Leben. Die Dankbarkeit, die er dafür empfand, war sicherlich an den höchsten Netter aus der Noth gerichtet; aber sie zeigte sich, wie dies oft geschieht, nicht in ihrer wahrhaftigen, großen Gestalt, nicht in heißen Dankesgebeten, die er gen Himmel schickte, sondern in einer weit bescheideneren Form: zunächst in der unbeschreiblichen Liebe, die er für seine kleinen Stecknadeln hegte. Sie waren für ihn Alles geworden, und unwillkürlich war er ihnen für die Wohlthat einer jeden heiteren Stunde, die er von jetzt ab verbrachte, dankbar.

Er ging so weit — und vielleicht täuschte er sich nicht — der freudigen Erregung, der bangen Besorgniß, der Hoffnung, längst entschwundenen Gefühlen, die sich seiner beim Fund der Stecknadeln seit einer finsternen Ewigkeit zum ersten Mal wieder bemächtigt und die ihn mit der für ihn fast schon abgestorbenen Welt wieder in unmittelbare Berührung gebracht hatten — diesen Empfindungen allein das Wiederaufflackern seines erlöschenden Geisteslichtes und — mit ihnen — überhaupt die Möglichkeit seines seligen Traumes zuzuschreiben. Der Traum hatte ihm das, was ihm auf der Welt mit der Freiheit am liebsten war, seine Frau, gezeigt. Mit dem Traume erwachte wieder in ihm der Gedanke der Zeit, des beständigen Wechsels, der Vergänglichkeit, und ein schüchternes „Vielleicht“ drängte sich ihm auf die Lippen, ein einfaches Wort, das eine Welt von Hoffnungen

in sich barg: „Vielleicht ändert sich auch meine Lage.“ Er konnte sich jetzt des Sommers freuen, den Winter scheuen, er konnte hoffen und fürchten, weinen und lachen und vertrauen. Die Erinnerung, der größte, vielleicht einzige Trost seiner Einsamkeit, war so mit den armseligen Nadeln wiedergekehrt und füllte die dunkle Zelle mit ihrer alles belebenden Gegenwart.

Kann deshalb die wirklich rührende Anhänglichkeit, die ihn an die wiedergefundenen Nadeln fesselte, wunderbarlich oder gar unvernünftig erscheinen? War der unermüdbliche Eifer, mit dem er die vierte seiner kleinen Gespielinnen suchte, übertrieben oder unnatürlich? Peter gab sich nicht die Mühe oder hatte keine Muße, diese psychologische Räthsel zu lösen. Er fühlte, daß er noch nicht ruhig war und nicht eher ruhen konnte, als bis er seine kleine spitzige Gesellschaft vollständig um sich geschaart hatte, — daß die Abwesenheit der vierten Nadel eine vollkommene Lücke bildete, die er um jeden Preis auszufüllen gesonnen war.

Diese kleine vierte Nadel war in eine Fuge gefallen und ragte in einer kaum fühlbaren Erhöhung mit ihrem Messingköpfchen über den Staub, der den Boden bedeckte, hervor. Erst am vierzehnten Juli — Peter hatte es ganz genau berechnet — entdeckte er sie; er plagte sich Stunden lang, er plagte sich unaufhörlich, bis es ihm gelang, den kleinen Kopf mit den Nägeln zu fassen, seine Nadel zu ergreifen und zu retten.

„Ich will dich schon zähmen, du kleine Widerspenstige,“ rief Peter halb unwillig, halb scherzend, „da ist sie ja,

das bezähmte Rätchen! . . . Ach, Shakespeare!“ fügte er mit geänderter Stimme und sonderbarem Lächeln langsam hinzu, — „Shakespeare, an den hatte ich auch seit langen Jahren nicht gedacht, Literatur und Theater — wie man so etwas nur vergessen kann!“

Die kleine Nadel war zarter, schlanker, „zierlicher gebaut“ — wie Peter sagte — als die erstgefundenen, die gar nicht zu unterscheiden waren. Sie war etwas verbogen oder „verwachsen“ — um Peter's Ausdruck noch einmal zu gebrauchen — aber gerade das machte sie ihm doppelt und dreifach werth. Mütter haben für schwächliche Kinder, die ihre Sorgfalt am meisten beanspruchen, die ihnen am meisten Kummer und Schmerz und schlaflose Nächte bereitet haben, für jene gebrechlichen Wesen, die die Natur stiefmütterlich behandelt hat, eine ganz besondere Vorliebe. Eine ähnliche natürliche, mütterliche Zärtlichkeit fühlte Peter für sein verwachsenes „Rätchen“; denn diesen Namen, den ihr der Zufall gegeben hatte, ließ er ihr, weil es ihm die geschlossenen Pforten des vergessenen und verlorenen Paradieses der Literatur wieder geöffnet hatte. Die drei erstgefundenen Nadeln wurden die „Drillinge“ getauft.

Peter schlief bald ein und verbrachte „im Kreise seiner Familie“ eine prächtige Nacht, — es war ihm, als wäre ein längst erwarteter Liebling nach einer langen Reise endlich heimgekehrt.

Sonderbar war der nächste Morgen, als er mit dem Bewußtsein die Augen aufschlug, heute nicht suchen zu müssen; er wollte es anfangs gar nicht glauben und

mußte, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, nochmals die kleinen Köpfe zählen, die aus dem groben Tuche seiner Jacke hervorragten. Es waren aber wirklich vier: kein „theures Haupt seiner Lieben“ fehlte ihm.

Einsamkeit ist Mutter der Erfindung. Peter unterhielt sich mit seiner kleinen Gesellschaft, die sich wie Proteus in alle möglichen Gestalten verwandelten, ganz vortrefflich. Er spielte mit ihnen wie Eltern mit ihren Kindern, wie Kinder mit ihren Puppen, er berieth sich mit ihnen wie mit guten Freunden, vertraute ihnen all' seine Geheimnisse an, führte große improvisirte Komödien, Dramen, Possen, Singspiele mit ihnen auf, ließ seine Gesellschaft sich ereifern, sie disputiren — und gab schließlich, wenn er sich als Schiedsrichter aufgestellt hatte und den Proceß schlichten sollte, doch immer dem kleinen Rädchen Recht, obgleich er sehr wohl wußte, daß sie eigentlich angefangen hatte.

Die Nadeln bildeten so den Mittelpunkt seines ganzen Seins. Sie waren die überall Leben erweckende Sonne, um die sich die ganze Welt seiner Gedanken drehte, deren Strahlen die für ihn abgeschlossene Vergangenheit im goldenen Lichte der Erinnerung wiederum erhellen. Aus ihnen strömte das Leben auf die todte Vergangenheit aus: sie wurde ihm eine lebendige Gegenwart, die auch den geistigen Prometheusfunken nicht erlöschen ließ.

Wie lange er wohl so mit ihnen verkehrte, wie viel Gestalten wohl die Nadeln unter dem Zauberstabe der Phantasie annehmen mußten? Wer kann es wissen? Sie wechselten beständig und machten im beständigen

Wechsel ihren glücklichen Gebieter wieder zu einem Menschen.

Peter hatte jetzt oft ausgelassene Stunden; er war ausgelassen, als er am Jahrestage seines Hundes, am fünfzehnten Mai, die vier Nadeln, die ihn seit zwölf Monaten nicht verlassen hatten, getrost und gutes Muthes auf's Gerathewohl in alle vier Winde schleuderte und ihnen mit erhobener Stimme salbungsvoll nachrief: „Gehet in alle Welt, und lehret alle Heiden! Ihr erschlaßt am heimathlichen Heerde!“

Und das Suchen, das er schon verlernt zu haben wähnte, begann von Neuem. Er fand sie wieder, zählte die Tage, sang und spielte Komödie, dachte an seine Heimath, träumte von seinem Weibe, warf die Nadeln wieder in die Luft, suchte und fand sie wieder, unterhielt sich mit ihnen, wenn er sie gefunden, freute sich des kommenden Winters im Herbst, des kommenden Lenzes im Winter und genas.

XIV.

Der 23. Januar. — Zum Schluß noch einmal das Häuschen.

Als die Thür zum zweiten Male aufgeschlossen wurde und der gebrandmarkte Narjadschik wieder mit neuen Kleidern erschien — die Nadeln lagen gerade in den Winkeln der Zelle zerstreut — da blickte der Wärter seinen Gefangenen mit großen verwunderten Augen an und blieb wie festgenagelt vor Peter stehen. Dieser lächelte seinem Hüter freundlich zu und sprach mit vertraulicher Gemüthlichkeit:

„Nun, was giebt's, Freund? Ist viel Schnee gefallen? Heute ist der 23. Januar.“

Der Wärter riß seine ausdruckslosen Augen noch weiter auf, rührte und regte sich nicht, als wäre er verstummt. Peter, den der Alte das letzte Mal niedergeschlagen, mit halbabrütirten Augen und gramgefurchter Stirn, also in vollständig normalem Zustande ange getroffen hatte, derselbe Peter war wieder der Alte, d. h. ein neuer Mensch geworden, lebensfrisch und muthig. Das sprühende Feuer der Intelligenz loberte wieder in

seinen Blicken, seine Bewegungen waren getrost, fest, ruhig, die energisch geschlossenen Lippen umspielte ein spöttisches, verächtliches Lächeln, das selbst der rohe Marjabschit vom unheimlichen Grinsen der Verzweiflung zu unterscheiden mußte. Der Director der Festung von Akatuja hatte gestern Abend, seiner Gewohnheit gemäß, das Datum ausgestrichen: 22. Januar. Peter hatte also die Wahrheit getroffen, da er — soll ich sagen „zufälligerweise?“ — an einem 15. Mai von seinem Hochzeitstage geträumt hatte.

„Ja, ja!“ brummte der Wärter kopfschüttelnd, „heute ist der 23. Januar; wahrhaftig, heute ist der 23. Januar.“

„Freundchen!“ rief Peter und klopfte dem Alten auf die Schultern, „Ihr vergeßt Eure Instructionen. Ihr dürft ja nicht mit mir sprechen.“

Der Alte nagte an der Unterlippe, schüttelte den Kopf und brummte einige unverständliche Worte. Darauf näherte er sich langsam der Thür, kehrte wieder um und drückte seinem Gefangenen die Hand. „Guten Muth, Herr!“ sprach er leise, wie Jemand, der weiß, daß er eine Sünde begeht, und verschwand.

Während er die Thür schloß und die schweren Eisenstangen davorlegte, murrte der Alte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck gutmüthigen Aergers: „Zwei Verstöße gegen die Instruction begangen... erstens gesprochen und nun die Wahrheit verhehlt! Denn er verbirgt etwas, das ist ganz sicher — und anzeigen mußte ich es — aber bah! der arme Teufel ist schon so wie

so übel genug daran, und was könnte ich dabei gewinnen? Ich stelle mich lieber dumm an, das wird wohl das beste sein.“

Der Alte trollte vergnügt davon und stärkte sich und sein weich gewordenes Herz mit einem kräftigen Schluck aus der großen Branntweinflasche, die er stets in der Brusttasche bei sich trug.

* * *

In den ersten Morgenstunden eines der letzten Tage des Jahres 1855 hielt eine Extrapost vor dem Gasthose „Zum kleinen Corporal“, der für das reizende Dorf Bougival ungefähr dasselbe ist, was das Hotel du Louvre für Paris.

Der Wirth, der nicht alle Tage so hohe Herrschaften vor seinem bescheidenen Häuschen halten sah, eilte den Fremden zu empfangen und verneigte sich ehrerbietig vor dem greisen Herrn, der aus dem Wagen stieg. Der Wirth war entweder sehr verschlafen oder sehr verlegen: er fragte, während er den Fremden in das schlecht erleuchtete Gastzimmer geleitete, was „Madame“ zu frühstücken begehrt.

„Nichts, braver Mann,“ versetzte der Fremde, „aber Ihr könntet mir einen Gefallen erweisen. Kennt Ihr Eure Gegend?“

„Der Herr scherzen. Ich bin in Bougival geboren, mein Vater war schon...“

„Bortrefflich. Kennt Ihr hier ganz in der Nähe, nach La Celle zu, glaube ich, vielleicht ein Viertelstündchen

von Eurem Gasthose entfernt, ein kleines Häuschen? Es liegt nicht an der Fahrstraße, ich weiß nicht einmal, ob ein Fußweg dorthin führt; — kennt Ihr das Häuschen?"

Der Wirth nickte verschiedene Mal mit dem Kopfe, legte nachdenkend den rechten Zeigefinger an die Nase, blinzte pfißig mit den Augen und kniff die Lippen zusammen.

„Hm, hm! ein Häuschen? Ich verstehe. Aber der Häuschen giebt's viel hierzulande; alle Wochen baut ein Pariser Wechselagent hier ein neues Häuschen. Sehen Sie, erst gestern hat mir mein Nachbar..."

Der Reisende schien wenig geneigt zu sein, die Tagesereignisse von Bougival aus dem Munde des Wirthes vernehmen zu wollen.

„Ich begreife sehr wohl, braver Mann,“ unterbrach er ihn freundlich, „daß es Euch schwer fallen wird, mir nach meinen unvollkommenen Angaben den richtigen Bescheid zu ertheilen. Das Häuschen, das ich meine, ist schon seit langen Jahren von einer und derselben Dame bewohnt. Die Dame geht nur selten aus, — sie ist auch ganz fremd hier.“

„Ach! Sie meinen wohl die Unglückliche?"

„Vielleicht ja.“

„Wir nennen sie so, weil wir ihren Namen nicht kennen und weil sie gar zu unglücklich aussieht. Das wird sie sein. Sie geht niemals aus, nur Sonntags in die Messe. Sie spricht auch mit Niemandem, nur mit dem Herrn Pfarrer,“ versetzte der Wirth.

Diese einfachen Worte schienen den Reisenden sehr zu erschüttern. Er legte die Hand auf die Stirn und bedeckte einige Secunden lang seine beiden Augen.

„Könnt Ihr mir wohl den Weg zu ihrem Wohnhause zeigen?“ fragte er möglichst gelassen, „ich würde Euch sehr erkenntlich sein.“

„Weshalb nicht, mein Herr? Recht gern. Nur müßten Sie nicht gar zu ungeduldig sein. Sie wissen, es geht bergauf nach La Celle und meine alten Beine fangen nachgerade an zu schwanken und zu zittern. Aber halt, der Jean würde seine Sachen bei weitem besser machen. Hollah, Jean!“ rief er mit Stentorstimme in die anstoßende Stube, „Jean!.. Wo nur der Schlingel stecken mag!“ fügte er leise hinzu, „Jean! komm flink herein, spute Dich!“

Der Wirth näherte sich schmunzelnd seinem Gaste und flüsterte mit sichtlicher Verlegenheit:

„Der Herr brauchen sich nicht zu geniren. Es sieht hier zwar einfach aus, aber unsere Speisen sind gut und unsere Keller — drei Meilen im Umkreis giebt es keinen besseren Wein — außer vielleicht in Paris. Wir müssen hier Alles vorrätzig haben, wegen der Sonntage... Sie verstehen. Da geht es hier lustig her. Da kommen die Städter und amüsiren sich, — also der Herr brauchen nur zu befehlen.“

„So tragt Euch ein Frühstück auf und gebt mir die Rechnung,“ versetzte der Fremde, der einsah, daß dies das beste Mittel sei, den Alten unschädlich zu machen.

Der Wirth gehorchte dem sonderbaren Auftrage mit jenem bereitwilligen Diensteifer, den die biedernden Landleute nie verleugnen, wenn es sich darum handelt, „ein Hühnchen aus der Stadt zu rupfen“.

Der Fremde ging langsamen, aber festen, energischen Schrittes die Stube auf und ab. Er war groß, kräftig gebaut, trug den Kopf aufrecht auf der Schulter und machte auf den ersten Blick hin den Eindruck eines alten Generals, dem so manche Kugeln um den Kopf gesaust, an dem Wind und Wetter gerüttelt, der aber trotz alledem einen kräftigen Körper und in dem kräftigen Körper eine kräftige Seele bewahrt hatte. Der ganzen martialischen Gestalt hatte die sicherlich hohe Geburt das Gepräge jenes aristokratischen Geistes aufgedrückt, der selbst dem verstocktesten Plebejer unwillkürlich einen gewissen Respect einflößt. Er war von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet. Die hohe, gewölbte, tiefgefurchte Stirn war von schneeweißem, lockigem Haar eingefasst. Das schwarze, ausdrucksvolle Auge sprach gleichzeitig von energischer Mannhaftigkeit und von einer gewissen weichen Schwärmerei. Ein ähnlicher sonderbarer Contrast spiegelte sich in dem seltsamen, halb ironischen, halb wohlwollenden Lächeln ab, das von Zeit zu Zeit um die feingeschnittenen Lippen zuckte. Der Fürst Peter T* — man wird ihn längst in dem Gaststübchen „Zum kleinen Corporal“ erkannt haben — trug keinen Bart.

Peter war sehr ermüdet, aber seine Ungeduld war stärker als seine Mattigkeit. Er hatte eine große und beschwerliche Reise zurückgelegt. Er kam direct aus

Akatuja; nur in Warschau hatte er sich gerade die nöthige Zeit aufgehalten, um zu erfahren, was aus seiner Frau geworden sei.

Die Amnestie, die Alexander II. erlassen hatte, als er nach dem Tode von Nikolaus Pawlowitsch den russischen Thron bestieg, hatte auch dem Fürsten Freiheit und Leben wiedergegeben. Peter rief seiner verwünschten Zelle das freudigste Lebewohl! das herzlichste auf Nimmerwiedersehen! zu, das je aus Menschenherzen zu Menschenherzen gedrungen. Die Stecknadeln steckte er, als wäre es ein Großkreuz der Ehrenlegion, nur mit noch größerem Stolze, mit noch gerechterer Freude an die Naht seines Rockes — und durchslog mit glücklichen aus der Verbannung zurückgerufenen Landsleuten die schneeigen Steppen des trostlosen Sibiriens.

So manches Herz jubelte den Heimkehrenden entgegen, aber an Peter dachte Niemand mehr. Niemand hatte ihn erkannt, er war verschollen und vergessen. Doch war es ihm, als bemerkte er während seines kurzen, nothgedrungenen Aufenthalts in Warschau, wie ihn auf der Straße zwei der alten Polen, die er schon einmal gesehen haben mußte, aufmerksam betrachteten, und es kam ihm vor, als hörte er den einen, auf ihn deutend, den bekannten, an den aus der Hölle zurückkehrenden Dante gerichteten Vers flüstern:

„Voyez! voilà celui qui revient de l'enfer!“

Man hatte vor einigen zwanzig Jahren in der Petersburger Correspondenz eines belgischen Blattes zum letzten Mal vom Fürsten Peter I.*i gesprochen. Der

Correspondent hatte von einem aus Sibirien zurückkehrenden politischen Verbrecher, also von „gut unterrichteter Seite her“, erfahren, daß der Fürst Peter T*i nach furchtbaren Qualen in den Minen von Nerstschinsk verschieden sei.

Diese Nachricht erregte nicht nur unter den Freunden des Verstorbenen innige Theilnahme: sämmtliche Blätter druckten die Correspondenz nach, und der Geschäftsführer der Frau Fürstin, der Einzige, der noch mit der von der Welt abgeschiedenen Helene in brieflichem Verkehr stand, hielt es für seine Pflicht, am Ende des nächsten Quartals zum geschäftlichen Rechnungsabluß einige menschliche Zeilen stillen Beileids und den Ausschnitt aus dem belgischen Blatte mit seinen hochachtungsvoll ergebensten Grüßen hinzuzufügen.

Helene ertrug die Nachricht dieses zweiten Todes mit Festigkeit, Fassung und demselben ergebenen Schmerze, mit dem sie die Kunde seines ersten Todes aufgenommen hatte. Es war eben eine einfache Bestätigung, eine traurige Erfüllung des unentrinnbaren Looses, vielleicht gar die Erfüllung eines schmerzlichen Wunsches. — —

Peter war einige Mal im Zimmer auf und ab geschritten, als Jean, der Sohn des Wirthes „Zum kleinen Corporal“, ein kerngesunder Bauernbursche von zehn bis zwölf Jahren, in festlicher Sonntagsjacke ins Zimmer trat und dem Herrn anzeigte, daß er ihn jetzt, wenn es ihm beliebe, zur „Unglücklichen“ führen wolle. Der Fürst zahlte seine oder vielmehr des Wirthes Beche und folgte dem kleinen Jean durch Fußsteige über bewaldete

Höhen in ein kleines, stilles, ganz entlegenes Thal, in dem vor Menschenaugen in entlaubtem Dickicht wie ein verzaubertes Feenschloß versteckt eine einsame Klause liegt.

„Wir sind angelangt!“ sagte der kleine Jean und streckte die Hand aus, um das rechtlich verdiente Trinkgeld in Empfang zu nehmen. Er mußte recht zufrieden mit der Spende sein, denn er bedankte sich tausend- und aber tausendmal und sprang pfeifend und trillernd über die vergilbten Blätter und todten Reiser davon.

Peter klopfte an das Fenster. Nach einigem Zögern wurde ihm von einem steinalten Manne geöffnet.

Der Wind schlug die Thür zu — und ich weiß nicht, was weiter geschah, — nur hörte der kleine Jean einen wahnsinnigen Freudenschrei, der die Luft erschütterte.

„Das kann doch die Unglückliche nicht sein!“ sprach der kleine Jean, der eine Minute stehen geblieben war.

* * *

„Hier ist das Häuschen!“ schloß mein Freund Tomasz. „Die geheimnißvollen Stecknadeln in der prachtvollen Broche sind dieselben, mit denen Peter in der Festung Akatuja zwanzig Jahre lang gespielt und getändelt, geweint und gelacht, gehofft und geliebt hat.“

Das glückliche alte Paar — der Fürst Peter und die Fürstin Helene T*i — hat seine silberne Hochzeit zusammen gefeiert und verbringt die Flitterwochen, selige Flitterwochen, abwechselnd im blühenden Italien und im lustigen Paris.“

Josephine — Nini — Ninon.

Geschichte einer jungen Französin.

Vorreden haben den Zweck, entweder Reclame zu machen, oder die bewußte „Nachsicht des geneigten Lesers“ zu erflehen; bisweilen vereinigen sie Beides. Deshalb will ich auch keine Vorrede schreiben, sondern möchte nur die folgende erklärende Notiz meiner Novelle voranschicken. Ich habe dieselbe vor etwa zehn Jahren, in der schönen Zeit der „holden, blöden Jugendeselei“, zu schreiben angefangen und beinahe vollendet. Ich war damals überhaupt stark im Fragmentiren. Vor einigen Wochen fiel mir das Bruchstück wieder in die Hände, ich durchlas es, und für mich persönlich hatte Manches den Reiz der Erinnerung an die fröhlichsten Tage meines Lebens. Ich nahm einige Aenderungen daran vor, schrieb die Geschichte fertig, „und eh' man sich versieht, ist's eben ein Roman.“ Sogar ein ehrwürdiger Roman, der das Horazische Staatsexamen „nonum prematur in annum“ bestanden hat. Leider habe ich aber an meinem Manuscripte die schätzenswerthe Eigenschaft des Bordeaux: mit den Jahren immer besser zu werden, nicht wahrnehmen können. Ich würde, wenn ich dieselben Be-

gebenheiten heute erzählen wollte, Vieles ganz anders und gewiß bei weitem vernünftiger schreiben. Da ich aber noch nicht davon überzeugt bin, daß meine Geschichte dadurch an Frische und Unmittelbarkeit gewinnen würde, lasse ich sie so wie sie war.

I.
In der Provinz.

1.

Migny ist ein kleines Nest unweit Beaune. Es liegt in einem der lieblichsten Punkte der fruchtbaren und lachenden Côte d'or, in einer Ebene, welche sich östlich weit bis in die Champagne ausstreckt; westlich aber ändert sich der flache Boden und nimmt den wellenförmigen Charakter einer Hügelkette an. Wenige Schritte hinter dem kleinen Städtchen, oder vielmehr großen Dörfe, erheben sich hie und da kleine Anhöhen. Auf dem imposantesten dieser Zwerge steht das schöne, wohlerhaltene Schloß aus rothen Ziegelsteinen, im Stile Louis' XIII. aufgeführt und noch heute von der Witwe eines Marquis de Migny bewohnt. Vom Schlosse führt eine lange Allee flüsternder Pappeln in das Landstädtchen hinab: sie erzählen den Bauern, Pächtern und dem geschwägigen Krämer an der Ecke alle Schloßneuigkeiten, welche die Bedienten auszuplaudern vergessen oder selbst nicht wissen. Die Gänse laufen auf der Straße herum, herumziehende Seiltänzer und Herkulesse

geben ihre Vorstellungen unter freiem Himmel zum Gaudium der barfüßigen Schuljugend und mit Genehmigung der hohen Obrigkeit, d. h. des einäugigen Schulzen, der dennoch eine Brille mit zwei Gläsern trägt. Die Einwohner sind gute Creaturen — es giebt deren aber auch schlechte; sie arbeiten fleißig — es giebt aber auch faulenzende Nichtsnutze; nähren sich im Schweiße ihres Angesichtes vom täglichen Brod — mit etwas Gemüse und Fleisch; stillen ihren Durst mit dem vortrefflichen Burgunderwein, den sie echt und für einen Spottpreis haben können — legen sich mit den Hühnern zu Bett, springen mit dem ersten Hahnenschrei aus den Federn und haben außer dem Vorzuge, allen Krähwinklern der Welt an Gesicht, Haltung, Kleidung und Gedanken auffallend ähnlich zu sein — nichts besonders Charakteristisches an sich.

Migny ist, wie ich schon gesagt habe, eigentlich nur ein großes Dorf, aber sein rühriger Handel und seine günstige Lage haben ihm mit der Zeit das Ansehen eines Städtchens und eine außergewöhnliche Wichtigkeit verliehen; es ist eine Residenz von drei Meilen Umkreis, mit einer hübschen, breiten Landstraße, zwei Kirchen, einem Gottesacker (folglich einem Apotheker und Arzte), drei Gasthöfen und einem Briefträger.

An der Ecke der Landstraße befindet sich der schönste Laden, der den stolzen Namen: „Zur Stadt Paris“ trägt.

Alle möglichen Luxusartikel: Seifen, Zahnbürsten, Pommade, Bandwaaren, Garn, selbst Theekessel und

Nachtmützen kann man sich da — für Geld und gute Worte — schenken lassen. Das Kommen und Gehen der Käufer stockt den ganzen Tag nicht eine Minute — ausgenommen in der Frühstück- und Erholungsstunde — keine Ruh' bei Tag und Nacht für die armen Ladenmamsells. Denn es sind ihrer zwei.

Die Älteste, ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, heißt, wahrscheinlich aus Antithese, Virginie. Der Gesichtsmack in ihrer Kleidung, die Auswahl der noch so einfachen Stoffe verräth auf zwanzig Schritt die Dame, welche früher mit eleganterem Besen den Asphalt der Boulevards gefegt hat.

Ein Frauenzimmer, welches die kostspielige Gewohnheit der Seide ablegen muß, ist wie ein Schornsteinfeger, der sich wäscht: ein winziges Fleckchen bleibt sitzen, das die Vergangenheit ausplaudert.

Virginie kommt aus Paris und hat sich seit ungefähr fünf Jahren in Migny niedergelassen. O Virginie! wie mancher Paul hat in dein Freundschafts-Album das Andenken seiner leichtsinnigen Streiche eingeschrieben? Was suchst du in dem friedlichen Dorfe, das Moschus und Patchouli nicht einmal dem Namen nach kennt?

„Was ich suche?“ würde Fräulein Virginie geantwortet haben, wenn sie mich gehört und mir aufrichtigen Bescheid gegeben hätte, „das ist einfach und verständlich. Enttäuscht und erschlafft habe ich eines Abends meine Sparheller, ehrlichen Gewinnst! überzählt, Paris, in dem meine Künste gescheitert sind, dreifach vermaledeit

und bin reuig — wie der Verbrecher, der, aus dem Zuchthaus entlassen, auf neuen Diebstahl sinnt — in meine theure Heimath zurückgekehrt, um hier an einem einfältigen Provinzialen die Kenntnisse und die Erfahrungen zur Geltung zu bringen, die ich mir in Paris erworben habe!“

Seit fünf Jahren harret die büßende Virginie auf ihren Erlöser. Die Tage kriechen langsam dahin, aber die Jahre jagen blyßschnell vorüber für eine alte Jungfer, die nach einem Manne kapert. Von Pinsel und Schminke läßt sich nur der Großstädter verblüffen. Du wirst alt, Virginie, Deine Actien fallen. Rechts und links klopfen die Freier an. Die Tochter des Krämers, der „Grünschnabel“, wie Du sie nanntest, die hübsche Barbetts, wie sie allgemein heißt, ist seit Ostern verheirathet; René; der hübsche und reiche Pächterssohn, den Du mit schmachtenden, seligkeitverheißenden Blicken für Dich gewonnen zu haben wähnstest, ist stracks vor Deiner Thür vorbeispaziert, als stünde mit unsichtbaren Buchstaben: „Hier liegt eine Lasterkranke“, darauf geschrieben, und hat sich nicht gescheut, um des Gastwirths Tochter anzuhalten, obwohl auf dessen Thorwege in sehr sichtbarer Schrift: „Hier finden Pferde Stallung und Futter!“ aufgemalt ist. Deine Actien sinken! —

Die Natur hat sie leichtsinnig geschaffen, der Leichtsinn hat sie nach Paris geführt, Paris hat sie gealtert, das Alter hat sie enttäuscht, die Enttäuschung hat sie neidisch gemacht. Zum Neide gesellt sich die Unzufriedenheit mit ihrem einförmigen Leben; und die herrlichste

Vangeweile, die sich je ein Britte im kühnsten Spleen ausgemalt hat, vervollkommnet das Ganze! —

Das ist Fräulein Virginie, erste Ladenmamsell des Herrn Doucette, wohlbeleibten Handelsherrn zu Migny, im December 1845.

2.

Und gegenüber, hinter einem großen Folianten, sitzt ein heiteres, frisches Kind, in dem reizenden Alter, in dem sich die Jungfrau aus dem Kinde entfaltet, wie die Knospe aus ihrer grünen Hülle. Josephine ist siebenzehn Jahre alt, seit fünfzehn Jahren Waise. Ihr Vater, der alte graubärtige Sergeant, der unter dem großen Napoleon gesiegt hatte und besiegt ward, hatte bei der Wiederkunft der Bourbonen seine Entlassung eingereicht und, vom Sturme des Schlachtfeldes ermüdet, in Migny ein stilles Asyl gefunden, wo er ruhig von seiner kleinen Pension zu leben und ruhig zu sterben gedachte. Er hatte bisher keine Zeit gehabt, sich mit Liebeleien und Guitarrenständchen abzugeben; er liebte nur eine Seele auf der großen Welt — den Kaiser — und mit diesem konnte er sich nicht gut verheirathen. So war er zum Fünfziger geworden. Das Kaffeehausleben fing an, ihn zu langweilen, die Pfeife wollte nicht mehr behagen, er wurde mürrisch und schwermüthig und wünschte mehr als einmal, der Teufel möchte ihn holen. Der Teufel kam noch nicht; er hatte dem guten Sergeanten am Ende des Lebens noch eine Ueberraschung aufbewahrt. Als Duchateau nämlich drei und fünfzig

Jahre alt war, erwachte in ihm die Jugend: er verliebte sich wie ein junger Narr in seine sanfte Nachbarin, eine dreißig Jahre alte Witwe, und heirathete sie wenige Wochen später. Das war ein Glück, das war eine Wonne! Er lebte wieder auf, trank seinen Schnaps mit Verstand, rauchte mit Genuß und rasirte sich die Backen mit Sorgfalt, um sein „herzallerliebstes Weibchen“ nicht mit seinen grauen Kriegsborsten zu stechen. Seine Seligkeit sollte zu groß für einen Sterblichen werden: — Eines Abends, am Ende des Jahres 1827, gestand Frau Duchateau dem Herrn Sergeanten ganz heimlich, mit niedergeschlagenen Augen, daß es nun bald Zeit sei, beim Meister Schreiner eine Wiege zu bestellen. Der alte Soldat sprang wie ein Schulbube in unbändiger Freude im Zimmer herum, küßte seine Frau, streichelte seinen Bart, und gab seiner freudigen Bewunderung, die ihm die Brust bald sprengen wollte, in einem Duzend mehr oder weniger akademischer Flüche etwas freien Lauf.

„Ist's ein Junge, so heißt er Napoleon, ist's ein Mädchen, Josephine! Dabei bleibt's! Das ist mein erster und letzter Wille!“

Armer Sergeant! Du freutest Dich zu früh!

Vier Wochen später starb er plötzlich am Schlagfluß, ohne das Glück genossen zu haben, sein schon geliebtes Kind in die Arme pressen zu können. Derselbe Meister Schreiner, bei dem er die Wiege bestellt hatte, nahm das Maas zu seinem Sarge.

So kam im Monat Mai 1828 in Trauer und

Sorgen Josephine in die Welt. Die arme Mutter, die ihren heißgeliebten Mann aufrichtig beweinte, konnte das kleine hübsche Mädchen nicht ansehen, ohne neue Thränen zu vergießen. Sie nährte es selbst und liebte es, wie eine Mutter ihr einziges Kind liebt, das lebende Andenken an einen geliebten Todten. Als das Kind sechs Wochen alt war und dasselbe reizend dumme Gesicht hatte, das alle Kinder in jenem Alter haben, fand die brave Frau Duchateau ganz ernstlich, daß Josephine „ihm“ sprechend ähnlich sehe, was durchaus nicht schmeichelhaft für die Physiognomie des Herrn Duchateau gewesen wäre. — Als Josephine achtzehn Monate zählte und mit früh erwachter Intelligenz die Zunge ausstreckte, wenn man ihr vorsprach: „Bon jour monsieur!“, beweinte die Mutter die reizenden Manieren ihres Kindes, weil sie behauptete, daß „das ganz die seinigen wären“ — was gleichfalls nicht für die feine Bildung des alten Soldaten sprechen würde.

Aber ihre Freude über die Geburt ihres Kindes und die Trauer um den Tod ihres Gatten währten nicht lange. Die alte Wärterin fand eines Morgens das Kind schlafend und die Mutter todt im Bette liegen. Kein Mensch wußte, woran sie gestorben sei. Der Arzt behauptete deshalb, „dieser Sterbefall sei so abnorm, daß die davon Betroffene theoretisch gar nicht todt sein könne.“

Aber praktisch war die arme Frau eben so todt, wie der Arzt dumm war, und die kleine Waise wurde der Obhut ihres Vormundes und Onkels, des Schuh-

machers Elarmont anvertraut. Offen gestanden, der Schuhmacher war ein garstiger Mann; das „Versohlen“ war ihm zur zweiten Natur geworden und Josephinens Rücken machte mit dem Knieriemen nur allzu oft rührende Bekanntschaft. Andererseits muß man auch zugeben, daß Josephine von der sanften Lammnatur ihrer Mutter wenig geerbt hatte, — in ihren Adern rieselte das hitzige Blut des Herrn Paps. Sie balgte sich mit den Straßenjungen herum, riß den Nachbarn die Klingelzüge ab, band die jungen Hunde und Katzen mit dem Schwanz zusammen; und der prophetische Krämer an der Ecke sagte schon damals, daß aus dem Kinde nichts Gescheidtes werden würde.

Sie war so unter ausgelassenen Kinderstreichen und harten Züchtigungen aufgewachsen. Wie oft hatte sie ihr Frühstück mit Thränen gesalzen und sich zum Nachtessen mit einem Seufzer — oder einer Tracht Prügel begnügen müssen! Sie hatte oberflächlich lesen und schreiben und gründlich lügen und verheimlichen gelernt und war jetzt in dem Alter, in welchem, wie der Schuhmacher sagte, „der Wildfang gebändigt werden, sein eigenes Brod verdienen und nicht mehr fremden Leuten zur Last fallen sollte.“

Diese tröstlichen und ermutigenden Worte waren es, welche der Vormund Josephinen als Vorgeschmack für das ernste Leben eingegeben hatte. Aber das ernste Leben ist ein inhaltshweres Wort, das der Mensch im Kindesstraume lächelnd flüstert und beim Erwachen, als Mann, kopfschüttelnd und besorgt wiederholt.

Josephine ist ein unbesorgtes Kind, sie hat keinen Begriff von ihrer Lage. Sie ahnt nicht, daß ihr das kleine Vermögen, welches ihr Vormund verwaltet, keine Zukunft verbürgt, daß sie jetzt schon daran denken müßte, den soliden Grundstein zu legen, auf den sich das gebrechliche Alter stützen wird. Sie lebt in den lieben Tag hinein, der Leichtsinn ist ihr angeboren. In dem Hause ihres Vormundes hat sie nicht einmal das Glück gefunden, durch welches der Himmel so oft den Allerärmsten für all' sein Elend und seinen Kummer reichlich entschädigt: die schönen Herzens Eigenschaften, die aus der Anhänglichkeit an eine Familie aufkeimen, jene lieben Wächter, die ewig auf unserer Hut stehen, uns zum Guten anspornen und vom Schlechten abhalten und uns allzeit ein liebendes und geliebtes Bild vor die Augen führen. — Sie ist sorglos, weil sie zu oft unverschuldet bestraft ist, gleichgültig, weil Niemand auf sie Acht giebt, nachlässig und träge, weil ihre Arbeit nicht lohnt. Das ist Fräulein Josephine Duchateau, später Mademoiselle Mini, zweite Ladenmamsell und Lockvogel des Herrn Doucette, wohlbeleibten Handelsherrn zu Wigny, im December 1845.

3.

Die Langeweile ist, glaube ich, der geschäftigste Commissionär des Lasters. Was thut man nicht, um sich zu zerstreuen? Zu viel Frauen können dem Gelüste, einen Sprung über die Hecken des Tugendpfades zu riskiren, nicht widerstehen, wenn Langeweile vorhanden ist

und sich eine günstige Gelegenheit zum Sprunge darbietet. „Und die Principien, mein Herr? für was halten Sie die Principien?“ — Die Principien, mein Herr, halte ich für ausgezeichnet gute Freunde! man hat deren in Unmasse — mehr als man braucht — wenn man sie nicht braucht, aber, „in der Noth gehen Tausend auf ein Loth,“ wie das Sprichwort sagt. Wenn ich nicht fürchtete, Sie würden mich für einen Skeptiker, Pessimisten oder gar Weltschmerzler halten, würde ich Ihnen meine Principien über die Principien anvertrauen; so aber schweig' ich lieber für diesmal und hebe mir diese Parenthese für später auf.

Mini langweilte sich und das kann ihr wirklich kein Mensch übel nehmen. Wir alle haben „Soll und Haben“ gelesen und stellen gewiß die Poesie des Kaufmannsstandes sehr hoch, nur bezweifeln wir, daß der gediegene und talentvolle Verfasser dieses prächtigen Buches jemals hinter dem Ladentische gestanden, Tütchen gekleistert und unzufriedenen Waschfrauen einmarinirte Häringe mit freundlichem Lächeln verkauft hat. Ein Herz bedarf starker Schwungfedern, um sich aus der Hinterboutique eines Krämers in die Sonnenregionen der Poesie zu erheben. Fräulein Josephine bleibt in ihrem Laden sitzen und langweilt sich. Sie verläßt am Abend ihren Laden, um in das Haus des Schuhmachers zurückzukehren und um sich von Neuem zu langweilen. Die einzige Zerstreuung ist ihr Spiegel. Herrliches Instrument, Dich könnte nur ein Weib erfunden haben, wenn Du nicht gleichzeitig das Sinnbild der Wahrheit wärest!

Josephine weiß, daß sie hübsch ist, der Spiegel sagt es ihr unaufhörlich, sie ist um so mehr davon überzeugt, als es ihr Virginie tagtäglich wiederholt.

„Du bist ein dummes Ding; glaub' mir. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, nicht eine Secunde hielt' ich es hier länger aus. Du plagst Dich ab von früh bis spät, um bei der Heimkehr das mißvergnügte Gesicht Deines lieben Vormundes anzutreffen, der ewig schilt und tobt, für nichts und wider nichts; und, wenn er 'mal mit Dir zufrieden sein sollte, Dich mit einem Abendbrot von gebratenen Kartoffeln oder einer Rattunschürze für all' Dein rastloses Arbeiten fürstlich zu belohnen glaubt. Dein Schaffen, armes Kind, wird Dich — weiß Gott — nie auf den grünen Zweig bringen; Du besitzest etwas Anderes, was in einer Secunde mehr Werth hat, als jahrelanges Abplagen: Schönheit und Jugend. Mache Dein Eigenthum zu baarer Münze, ehe es seinen Werth verliert, geh' nach Paris, an Käufern mangelt's dort nicht — in Paris allein kannst Du Dein Glück machen, Du brauchst nur zuzugreifen. Du bist ein ordentliches Mädchen, Schlaueit erlangst Du wider Willen und mehr brauchst Du nicht. Und wenn Du reich bist, einen schönen Wagen mit zwei Bedienten in Goldlivrée vor der Thür hast, wenn es Dir an Nichts fehlt, dann, Josephinchen, denk' an die arme Virginie, die Dir all' Dein Glück prophezeit hat, die Dir nützlich sein kann und gränlich und kümmerlich in dem schrecklichen Migny verkommt, wo sie sich langweilt, langweilt, wie ein Kalbsbraten am Charfreitag!“

Von Liebe sprechen, ist so gut wie lieben, sagt ein französisches Sprichwort — Versuchungen mit anhören, heißt beinahe: sich verführen lassen.

„Virginie, Du bist nicht recht gescheidt,“ sagte Nini, als ihre Lehrerin ihr die erste Stunde gab. „Ich fühle mich hier sehr wohl; was sollte ich in Paris anfangen? und übrigens bin ich auch gar nicht so hübsch,“ setzte sie hinzu und schaute unverwandt auf den Ladentisch, weil sie sehr wohl wußte, daß sie mit niedergeschlagenen Augen am vortheilhaftesten ausjah.

Aber nach immer erneuten und hartnäckigen Angriffen auf ihre Sittsamkeit von Seiten der alten Jungfer entrüstete sich das Fräulein ganz ernstlich:

„Ich begreife nicht, Madame, wer Sie bevollmächtigt hat, sich in meine Angelegenheiten zu mischen. Bekümmern Sie sich gefälligst um die Ahrigen — das Paket ist schwer genug.“

Virginie tröstete sich mit der Erfahrung, daß Undank der Welt Lohn ist. Ihr blieb für ihren verkannten guten Willen noch eine andere Entschädigung in dem Bewußtsein, Unheil gestiftet zu haben. Sie wußte sehr wohl, daß das unwillige Auflodern des unerfahrenen Kindes schon die Rauchwolken eines verborgenen unruhigen Feuers waren, daß Josephinens Herz kochte und siedete, und um überzusprudeln nur noch einer winzigen fremden Flamme bedurfte.

Josephine ärgerte sich und ließ die Welt ihren Lauf gehen, Virginie specularte und machte. Das waren die

geistigen Intermezzo's, die sich in den materiellen Handel des lieben Herrn Doucette eingeschlichen hatten.

Hätte jede Elle Kattun, welche durch der Mamsell Hände ging, die Gedanken ausplaudern können, die Josephine und die alte Jungfer gerade im Kopfe hatten, das kleine Nest Migny wäre voll der schaurigsten und abenteuerlichsten Geschichten gewesen — ein belgischer Chronist hätte auf mehrere Jahre damit das Glück seiner neuigkeitsuchenden Leser gemacht. Doch der Kattun war stumm und selbst dem bestunterrichtesten der Nachbarn, dem prophetischen Krämer an der Ecke, blieben alle diese Geschichten ein Geheimniß.

4.

Eines Morgens kam Josephine in sichtbarer Niedergeschlagenheit und mit rothgeweinten Augen verspätet in das Geschäft.

Herr Doucette fragte nicht viel nach den innerlichen Motiven einer solchen Unregelmäßigkeit; er sah nur, und auch nicht immer, das Aeußere: die Unregelmäßigkeit selber. Er ließ Josephine in sein Principalstübchen kommen und fuhr sie barsch an:

„Wenn ich mit Mamsells halte, Mamsell!“ sprach der würdige Mann, stopfte sich eine Prife in die Nase, nieste und erleichterte damit das Gehirn, „so geschieht dies, weil ich sie gebrauche, Mamsell, und Diejenigen, welche zu spät kommen und die ich nicht gebrauchen kann, kann ich nicht gebrauchen.“

Herr Doucette war einfach, aber logisch in seinen Schlüssen.

„Ach, ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung“ stotterte Josephine, „aber“

„Nichts um Entschuldigung gebeten! giebt kein „aber!“ Sie sind nicht zu rechter Zeit gekommen, folglich sind Sie verspätet. Verspätet sind Sie, Mamsell — und nun stellen Sie sich hinter den Ladentisch, damit basta! — Ist Collo G. D. Nr. 23 aus Paris angekommen?“ schrie er in den Laden.

„Noch nicht,“ antwortete Virginie, „aber Herr Malin!“

Und in demselben Augenblicke, in dem Josephine das Ladentübchen des Geschäftsherrn verließ, sprang unter tiefen Verbeugungen, mit freundlichem Lächeln, in kleinen Sätzen, wie ein Gummiball, ein junger Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren hinein.

„Postausend!“ rief der naive Krämer, „Postausend, Herr Malin, Sie sind nicht in Paris?“

„Wie Sie sehen, werther Herr!“ antwortete der junge Mann; „leicht wie der Zephyr, unstät wie das Wetter, zuverlässig wie der Tod, das ist ma parole, die Devise Ihres ganz ergebenen Dieners und Reisenden der Firma G. Petitpied und C.“. Dabei schwingt er sein kleines Röhrchen mit gebogenem Knopfe und läßt es von Zeit zu Zeit auf den Boden fallen, um durch diesen Knallaffect den wichtigsten Phrasen seiner Rede mehr Nachdruck zu verleihen.

„Und wie steht das werthe Befinden?“ fuhr er fort.

„Die Gemahlin und Fräulein Tochter befinden sich wohl? Freut mich ganz ungeheuer. Um Ihre Gesundheit bin ich unbesorgt, lieber Freund, Sie blühen auch, wie . . . wie . . . (eine Minute nachsinnend) wie eine Rose am ersten Maienmorgen! Ha, ha, ha!“

„Ho, ho, ho!“ lachte Herr Doucette vergnügt und dumm in den lieben Tag hinein.

„Hat Fräulein Tochter Fortschritte am Piano gemacht?“ fragte Malin.

„Forte!“ antwortete Herr Doucette, der gleichfalls glaubte witzig sein zu müssen.

„Spaßvogel, alter Freund und junges Blut!“ rief Malin aus, selig über das ausgezeichnete Wortspiel des Krämers.

„Sie hätten mich sehen sollen, Herr Malin, in meinen jungen Jahren, ich war ein arger Bösewicht, versichere Sie, ein Galgenstrick.“

„Ich glaub's Ihnen, ich glaub's. Sie haben noch die schöne Zeit durchlebt, in der . . .“

„In der ich jung war, freilich, Herr Malin! ich war allerdings ziemlich klein damals, aber ich erinnere mich noch ganz gut.“

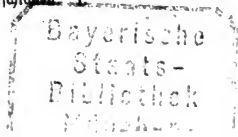
„Sie haben auch Napoleon gesehen?“

„Anno Gift! wie ich Sie sehe, Herr Malin, ein kleiner untergesetzter Mann, wie ich, ein kluges Auge . . .“

„Wie Sie . . .“

„Wie? Sie finden ebenfalls eine gewisse Ähnlichkeit zwischen mir und dem Sieger von Waterloo?“

„Dem Sieger von Jena, wollen Sie sagen?“



„Wie Sie wollen, mir ist Alles Recht; Jena und Waterloo, die polnischen Namen kann ein guter Franzose nicht behalten. Sehen Sie mich 'mal genau an, Herr Malin, im Profil. . .“ Der Krämer legte seine spärlichen Haare in einer Napoleonslocke auf der Stirn zusammen und die Hände auf den Rücken.

„Auffallend, frappant, zum Sprechen ähnlich,“ rief der Reisbediener mit obligater Rohrschwungbegleitung.

„Haben Sie gutes Reisewetter gehabt?“

„So so, la la. Der December ist heuer sehr kalt!“

„Ja, er ist außergewöhnlich kalt, er ist sogar kälter als gewöhnlich,“ bekräftigte der logische Bandhändler.

„Wie geht's denn dem Herrn Principal?“

„Vortrefflich!“

„Und dem Compagnon?“

„Herrn Lebeau? der ist ja seit drei Jahren todt!“

„Was? noch immer?“

„Vorläufig, ja!“

Nach dieser vertraulichen Einleitung sprang das Gespräch von der Politik auf das unverstiegbare Geschäftsthema über, in dem Beide in ihrem Elemente waren. Herr Malin brachte Proben, „wie deren noch nie dagewesen.“ —

Zehn Schritte von ihnen, im Laden, saß Josephine und weinte noch immer. „Freitag,“ sprach sie leise vor sich hin, „das ist mein Unglückstag, heute geht mir Alles in die Quere, als ob es darauf abgesehen wäre!“ Ihr Vormund hatte ihr abermals mit einer Tracht Prügel das Zeugniß seiner Zufriedenheit

gegeben, und Josephine war schon seit geraumer Zeit in dem Alter, in welchem die körperliche Züchtigung zur moralischen Kränkung wird. Zwar magt sie nicht sich zu widersetzen, denn die Furcht vor des Vormunds Strenge hat noch die Oberhand und flößt ihr äußerlichen Gehorsam ein, aber innerlich rast sie und trotzt. „Abwarten, abwarten,“ tröstet sie sich, „Du wirst mir einst Alles bezahlen!“ Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, mit der festen Absicht, dasselbe nie wieder zu verlassen; als aber Herr Clarmont am andern Morgen um neun Uhr an die Thür klopfte und anfragte, „ob es gefällig sei?“ besann sie sich doch anderer Dinge, schlüpfte flugs in das Geschäft und bedauerte nur, zwei Stunden zu spät zu kommen und sich dadurch neuem Scandale auszusetzen.

Virginie gegenüber triumphirte. „Was fehlt Dir, liebes Püppchen?“ wandte sie sich an Josephine, als ob sie es nicht sehr wohl wisse. Josephinens Lippe zuckte schmerzlich und blieb geschlossen. „Was fehlt Dir, armes Kind?“ wiederholte sie, „hat man Dir etwas zu Leid gethan?“

Josephine blickte besorgt nach der Glasthür des Ladenstübchens.

„Hab' keine Angst! der Alte spricht mit Herrn Malin, vor einer halben Stunde werden sie nicht fertig.“

„Ach, Virginie!“ schluchzte Josephine, „bei meinem Vormunde halt' ich es nimmer aus; denk' Dir nur, er hat mich wieder geschlagen!“

„Ei, der garstige Mann!“

„Mir vergeht Hören und Sehen! Wenn ich daran denke, daß ich so fortleben, immer arbeiten, nie ruhen, nie glücklich sein soll — ich wollt', der erste beste Ziegel fiele mir auf den Kopf, dann wäre doch das Liedchen vorbei!“

„Dummes Zeug!“

„Ich spreche ganz im Ernste, Virginie, ich habe mein Leben satt. Du hast mir selbst gesagt, es giebt Hunderte und Tausende von Mädchen, die nicht hübscher, nicht geschmeidter sind als ich, die die Hände in den Schooß legen und glücklich und zufrieden sind. Ich will 'mal versuchen, ob mich diese angenehme Arznei curirt! Die Arbeit ist langweilig und widert mich an, seitdem ich weiß, daß sie mich nicht einmal vor den Mißhandlungen eines rohen Menschen bewahren kann.“

„Ästere nicht!“ sprach Virginie so feierlich als möglich, die eine neue Strategie angenommen hatte. „Sei fleißig und rechtschaffen, daß es Dir wohl ergehe! . . .“

„Und damit mich mein Vormund prügele Nein! nein! Da mich die beiden Wege, Fleiß und Trägheit, zu ein und demselben Ziele führen, will ich den einschlagen, der mir am bequemsten ist, und faulenzeln!“

„Sei still! Sei still!“ zischelte Virginie wie eine Schlange. „Nur Muth und Geduld, den Kopf in die Höhe, hübsches Mädchen! Mit solchen Augen weint, wer will!“ Sie lehnte ihren Arm auf Josephinens Schulter und klopfte ihr die Wange.

„Mein Voratz ist gefaßt: mit der ersten günstigen Gelegenheit mach' ich mich auf und davon, und gehe nach Paris!“ erklärte Josephine sehr entschlossen.

„Dann denk' an mich!“

5.

Da wurden im Nebenstübchen die Stühle gerückt, die Klinker ächzte, Virginie sprang hurtig auf ihren Platz zurück, und aus der offenen Thür trat der einfältige, wohlbeleibte Herr Doucette, Hand in Hand mit dem rohrschningenden Ellenreiter.

Herr Malin nickte Virginien vertraulich zu; die ihm noch unbekannte Josephine begrüßte er mit einer graziösen Hutschwingung und erforderlichem Lächeln.

„Nicht wahr, Herr Malin,“ sprach der biedere Principal, „Sie nehmen's mir nicht übel, daß ich Sie einen Moment hier allein lasse? aber Sie wissen, in Geschäftsjachen ist Pünktlichkeit . . .“

„Was das Herz in der Liebe ist,“ ergänzte der Reisende. „Bitte, geniren Sie sich meinerhalben gar nicht, mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich Sie hier erwarten.“ Er begleitete den Geschäftsherrn bis auf die Straße; das Adieu sagen dauerte, wie bei allen Klatschweibern und Geschäftsleuten, eine kleine Viertelstunde und unterdessen entspann sich im Laden folgendes Gespräch:

„Wer ist der Herr?“ fragte Josephine.

„Das ist Herr César Malin, unser Reisender aus

Paris, ein Nichtsnuß, der allen Mädchen den Hof macht; viel verspricht und wenig hält.“

Die Kamfcell hatte vielleicht ihre Gründe, über Herrn Malin dies wenig günstige Attest auszustellen; wenn sie ihn aber dadurch in Josephinens Augen herabzusetzen gedachte, hatte sie sich gewaltig getäuscht.

Als der Laden-Don Juan wieder eintrat und wiederum grüßte — denn solche Leute leben, grüßen und sterben — sandte sie ihm den zierlichsten Gruß zu, der ihr zu Gebote stand und betrachtete ihn aufmerksam. Da sah sie denn, daß der verführerische Pariser mit einer Eleganz gekleidet war, an die sie bis jetzt ihre Umgebung nicht gewöhnt hatte. Er trug an dem kleinfaltigen Hemde zwei emaillirte Knöpfe, die durch ein goldenes Kettchen mit einander verbunden waren; hellgraue Beinkleider mit phantastischen Randzeichnungen und einen funkelnagelneuen, braunen Ueberrock. Welche Ueberraschung! Don Juan zieht ihn aus und zeigt sich jetzt in seiner ganzen Pracht, in seinem grünen Fracke mit goldenen Knöpfen und seiner schönen blauen Sammetweste.

Seine Kleidungsstücke, einzeln genommen, hatten an und für sich großen Werth, nur waren sie in sträglichem Geschmacke auf jenem Apollo, wie vier Musterarten von vier verschiedenen Schneidern, vereinigt.

Josephine ist davon entzückt, geblendet.

Herrn Malin, einem Piffikus, konnte der günstige Eindruck, den er auf das junge Mädchen gemacht hatte, kein Geheimniß bleiben. Er näherte sich ihr, entblößte

sein veildenduftendes Haupt und raunte ihr geheimnißvoll ins Ohr, als vertraue er ihr eine Staatsstaffette an: „Ich habe den Alten bei Seite geschafft, jetzt will ich Virginien expediren, um an dem Feuer Ihrer Augen . . . wär' es nicht besser?“ unterbrach er sich selbst, „ja! ja! versteht sich, aber bitte, holder Engel, kein Wort von dem, was vorgefallen ist!“

Josephine wußte nicht, was sie eigentlich zu verheimlichen habe.

„Fräulein Virginie, wie geht's? gewöhnt man sich an die Provinz?“

Virginie blickte den Reisenden mit einem strafenden Blicke an.

„Wie gefällt es Ihnen hier? Antworten Sie doch!“

„Schlecht!“

„Das ist unmöglich! in so angenehmer Gesellschaft!“ Seitenblick auf Josephine, die die Augen niederschlägt.

„Herr Malin!“ rief Virginie gebieterisch, „machen Sie keine Faren, trauerer Freund, oder ich sage Alles!“

„Was?“ fragte Josephine.

„Nichts, nichts!“ antwortete der Ellenreiter mit behaglichem Lächeln. „Machen Sie mich nicht schamroth!“ fügte er schwärmerisch, mit schmachttenden Blicken hinzu. „Wenn man vor Ihren Augen erröthet, so soll die Schuld an der Liebe, nicht an der Scham liegen!“

„Kein Wort mehr!“ rief Virginie und sprühte Blicke.

„Wovon sprechen Sie denn eigentlich?“ bemerkte Josephine.

„Das wissen Sie sehr wohl, schönes Kind, Virginie hat es Ihnen erzählt, nicht wahr?“

Josephine wußte nicht, was ihr Virginie eigentlich erzählt hatte.

„Denn einem schönen Engel, wie Sie es sind, kann man nichts verhehlen!“

Seitenblick auf Josephine, die erröthet. Virginie sticht sich in den Finger, um ihrer inneren Wuth wenigstens eine kleine Genugthuung zu verschaffen.

„Herr Malin, Herr Malin! nehmen Sie sich in Acht! machen Sie keine Liebeserklärungen, das rathe ich Ihnen, besonders nicht an Fräulein Josephinens Adresse, und am allerwenigsten in meiner Gegenwart. Sie sollten doch an gewisse Versprechungen denken!“

„An welche?“ fragte Josephine.

„Alles, was ich versprochen habe, halte ich, wenn ich es halten kann. Bis jetzt war es mir nicht möglich, und von jetzt ab ist es mir unmöglicher als je.“

Seitenblick auf Josephine, die lächelt, aber nicht begreifen kann, weshalb Herr Malin jetzt seinen Versprechungen noch weniger nachkommen kann als früher, wo er sie schon nicht gehalten hat. Sie sieht ihn an.

Herr Malin seufzt. Virginie rast.

„Ich sage Ihnen, Herr Malin, bringen Sie mich nicht außs Aeußerste! Ich verbiete Ihnen, Fräulein Josephine anzusehen und zu seufzen!“

„Ich begreife Sie nicht, Fräulein,“ warf Jo-

Josephine ein, „wenn es uns Spaß macht, uns anzusehen und zu seufzen, so geht dies Niemand etwas an!“

Und sie seufzte. Und der Commis seufzte ebenfalls.

Josephine wußte nicht, was vorging, ob man tänzelte oder ernsthaft sprach. Sie hatte an dem ganzen Gespräch ein unglaubliches Interesse genommen, obwohl sie keine Silbe davon verstanden hatte, da es sich auf eine früher zwischen Herrn Malin und Virginien vorgefallene Scene bezog, die sie nicht kannte. Sie ahnte die Wahrheit, überredete sich aber gleichzeitig, daß ihre Vermuthung eine Unmöglichkeit sei, ärgerte sich dennoch, falls sie sich nicht täuschen sollte, warf auf Virginien unruhige, eifersüchtige Blicke, die, wären sie Pistolenkugeln gewesen, die alte Jungfer mausetodt geschossen hätten, und bemerkte, daß ihr Herz anfing, allmählich einen kleinen Galopp zu tanzen.

Der Reisende war glücklich — er blickte, dankbar seufzend, auf das hübsche junge Mädchen, welches ihm die Seufzer-Erlaubniß ertheilt hatte; er warf ihr ein Kußhändchen zu und flüsterte: „Milder Engel!“

„Das ist zu arg!“ schrie Virginie, deren Gesicht in einem Momente zweimal die französische Flagge auf- und einzog, d. h. abwechselnd blau, weiß und roth wurde.

„Alte Sibylle!“ brummte Josephine.

Es kam gar oft vor, daß sich die Ladenklingel rührte und ein lästiger Kunde das Gespräch unterbrach. Dann änderten sich auch blitzschnell die Physiognomien der Sprecher.

Ein freundliches Lächeln spielte um Virginiens Mund.

„Was steht zu Ihren Diensten? — Zwei Ellen schwarzen Taffet! — Sehr wohl, und weiter nichts? — Nichts für den Augenblick! Adieu! — Empfehle mich Ihnen!“

Josephine notirte würdevoll den verkauften Artikel in ihr großes Buch und Herr Malin betrachtete mit Emsigkeit die Proben, die man ihm vorgelegt hatte. Waren sie wiederum allein, so seufzte der Pariser, Josephinens Herz hüpfte und Virginie ärgerte sich.

6.

So standen die Geschäfte, als Herr Doucette seelenvergnügt und eben so dumm, wie vorher, von seinem Rendezvous zurückkam.

„Heute Abend essen wir zusammen!“ sagte er zu Herrn Malin, dem er kräftig die Hand schüttelte. „Da wollen wir bei einem Hammelbraten das Westenstoffgeschäft abspinnen!“

„Unmöglich, lieber Herr, rein unmöglich! Der Freund Limene in Albourg erwartet mich morgen früh, ich muß also heute Abend um Sieben abreisen, bis dahin habe ich noch Manches in Ordnung zu bringen, und Sie werden begreifen, daß es mir bei dem besten Willen nicht möglich ist, von Ihrer lebenswürdigen Einladung Gebrauch zu machen.“

„Das ist recht schade, lieber Herr Malin; haben Sie jetzt Zeit?“

„Für Sie immer.“

„Dann kommen Sie in mein Stübchen, wir

wollen bei einem Gläschen Burgunder die Geschichte arrangiren.“

Der Principal schritt voran, Malin nahm seinen Rock, Stock und Hut. Er warf sein Musterbuch geschickt und unbemerkt auf Josephinens Schooß und flüsterte ihr in die Ohren: „Verstecken Sie es, bis ich fort bin, dann legen Sie es auf den Ladentisch! Auf Wiedersehen! Engel, ich liebe Dich!“

Josephine hatte instinctmäßig das Buch verborgen. Sie hatte die verworrene Liebeserklärung und Anempfehlung des Reisenden mit Erstaunen angehört. — Das Alles kam ihr spanisch vor — aber Spanien war das Land ihrer Träume.

„Du bist rein toll, Kind, an den Kinderlißchen eines solchen Windbeutels Vergnügen zu finden!“ sagte Virginie, als die Mamsells wieder allein waren.

„Herr Malin ist ein reizender, ein liebenswürdiger, ein lustiger Mensch, der mir sehr gefällt,“ antwortete Josephine so maliciös als möglich, und gab dabei jedem Worte einen ganz besonderen Nachdruck.

„Daß er Dir gefällt,“ fuhr Virginie ebenfalls maliciös fort, „wundert mich nicht, ich habe Leute in Paris gekannt, die chinesische Malereien hübsch fanden.“

„Und ich kenne Leute in Migny, die sich schon mit Chinesen begnügen würden, wenn die Chinesen wollten — aber die Chinesen wollen nicht.“

„Was soll das heißen, mein Fräulein?“

„Das soll heißen, daß dem Fuchs die Trauben zu grün sind!“

„Die richtige Farbe haben Sie getroffen, ein Grünschnabel ist er.“

„Du lieber Gott, Sie dürfen ihm aus seiner Un- erfahrenheit keinen Vorwurf machen; mit den Jahren, Madame, wird er auch Ihr Alter und Ihre Weisheit erlangen, grämen Sie sich nicht deshalb!“

„Sie sind recht naseweis, Mamsell, man hört Ihnen an, daß der Herr Vormund noch oft in die Nothwendigkeit versetzt wird, Sie wie ein Kind zu . . . behandeln, Sie verstehen mich? . . .“ Virginie machte mit einer bezeichnenden Geste ihre fauststarke Anspielung noch handgreiflicher.

Die Mittel, welche die Frauen anwenden, um sich gegenseitig zu ärgern, sind gewöhnlich sehr einfach: sie bemühen sich, dem Gegner ihre Ueberlegenheit zu beweisen. Die Männer greifen allerdings in ähnlichen Fällen zu etwas Aehnlichem, nur verfahren sie anders dabei. Der Mann sucht seinen Feind durch eigens errungene Hülfsmittel, durch Logik und Kenntnisse zu schlagen, die Frau verläßt sich auf die ihr angeborenen, natürlichen Reize: ihre Schönheit, ihr Alter, um ihre Gegnerin zu kränken. Der Mann will Sieger sein, das Weib will eine Besiegte haben; der Mann siegt durch seine Kraft, das Weib durch die Schwäche des Feindes; die Frau führt eine negative Beweisführung und ersetzt mit den Mängeln ihrer Gegnerin die ihrigen.

Josephine, jung und hübsch, erinnert Virginien an ihre Reife. Virginie, reif und häßlich, spricht von den Demüthigungen, denen ihre Rivalin ausgesetzt ist, gerade ihrer

Jugend halber, und vor denen sie Schönheit nicht bewahrt : ergo ärgerten sich Beide — quod erat demonstrandum.

Wer von meinen Lesern hat nicht mit mir den gehörnten Siegfried beneidet, und zwar nicht um seine Hörner (das will ich einem Ehemanne nicht ansinnen!) sondern um seine Zauberkrappe, die ihm, ich erinnere mich nicht mehr welcher huldreiche Zwerg geschenkt hatte, und durch die er sich zu jeder Zeit unsichtbar, wie ein österreichischer Fortschritt, machen konnte. Ich spreche nicht von den immensen materiellen Vortheilen, deren man, Dank dieser Unsichtbarkeit, genießen könnte — dem Baron von Rothschild seine blanken Louisd'or rechtlicher Weise abspenstig zu machen — nicht von den ausgezeichneten schlechten Wägen, die man sich ungestraft erlauben könnte, einem Minister z. B. die Ohren fest zuzuhalten, wenn er seine officiellen Reden hält (was sogar eine humane Handlung wäre, da man ihm auf diese Art ersparte, seine feierlichen Schnurren mit anzuhören); mir läge es besonders daran, gewisse interessante psychologische Studien zu machen, die außer unserm Bereiche liegen, weil uns die discrete Natur mit einem dicken Kopfe, geräumigen Kumpfe und langen Gliedern geschaffen hat — lauter platznehmenden Bedürfnissen, an die wir uns von Kindheit an so gewöhnt haben, daß uns wirklich etwas fehlen würde, wollten wir sie auf einmal ablegen.

Hätte mir Siegfried seine Krappe geliehen, so wäre ich in diesem Augenblicke flink durch den Mund — denn Josephine gähnte gerade — in das Herz des jungen Mädchens geschlüpft, hätte mich darin ganz genau umgesehen, um Ihnen als unsichtbarer Augenzeuge das nacherzählen

zu können, was ich so nur vermuthen kann. Ich bitte also den Leser in den nachfolgenden Beobachtungen überall einige unsichtbare „wahrscheinlich“ zu ergänzen, die von Rechtswegen da stehen müßten und denen ich nur des Stiles halber die Zauberkrappe aufgesetzt habe.

In Josephinen wurde nämlich das merkwürdige Schauspiel aufgeführt, das die Natur: „Zum ersten und letzten Mal,“ wie die reisenden Komödianten auf ihren Anschlagzettel setzen, im Menschenleben giebt.

Das Stück heißt: „Diegen oder Brechen.“
Drama in einer Scene.

Die Hauptrollen sind folgenden vorzüglichen Künstlern anvertraut, die allerdings die unangenehme Ange-
wohnheit haben, oft auf Urlaub zu gehen.

Der König im Norden . . .	Herr Kopf (erste Heldenrolle).
Sein Generalfeldmarschall . . .	Herr Ueberlegung (père noble).
Erster Heerführer	Herr Gewissensbiß (Verräther).
Zweiter Heerführer	Herr Furcht (Charakterrolle).
Befreundete Fürsten des Königs	{ Herr Moral, Herr Religion, Herr Zweifel (Nebenrollen).
Die Kaiserin im Süden . . .	Frau Herz (erste Liebhaberin).
Ihr Generalfeldmarschall . . .	Herr Leichtsin (Dramaheld).
Erster Heerführer	Herr Gelegenheit (Komiker).
Zweiter Heerführer	Herr Eitelkeit (Ged).
Befreundete Fürsten der Kaiserin	{ Herr Vergangenheit, Herr Gegen- wart, Herr Unzufriedenheit (utilité's).
Hofbamen	{ Frau Neugierde, Frau Wechsel, Frau Verlangen (wichtige Nebenrollen).
Zwei neutrale Fürsten . . .	{ Herr Unentschlossenheit, Herr Zu- kunft (stumme Rolle).

Herren und Damen vom Hofe. Bediente. Volk.

Ort der Handlung: Im Innern eines jungen Mädchens.

Zeit der Handlung: Achtzehn Jahre nach ihrer Geburt.

Handlung: Die Kaiserin versucht, um ihr Gebiet zu erweitern, einen Staatsstreich, erklärt, daß sie im Interesse ihres Volkes die natürlichen Grenzen ihres Reiches wieder haben müsse, und daß sie sich (immer im Interesse des Volkes) genöthigt sehe, die fruchtbarsten Provinzen des Nachbarlandes zu annectiren. Sie sei dazu um so mehr berechtigt, als sich die öffentliche Meinung durch den breiten Mund ihres Publicisten (des Herrn Dréolle ihres Landes) ganz und gar für sie ausgesprochen habe; übrigens sei sie bereit in einem „Suffrage universel“ das Volk selbst zu befragen, durch welches sich bekanntlich Gottes Stimme offenbart.

Der König, ein Aristokrat, will sich das nicht gefallen lassen. Man wechselt diplomatische Noten, die auch hier die Geschichte noch confuser machen. Der Krieg wird erklärt, die Truppen stehen sich gegenüber, der vorlaute Trompeter (Herr Malin) bläst zum Angriff. Die Schlacht beginnt, Todte und Vermundete bedecken das Feld. Nach hartnäckigem Kampfe bleibt der Ausgang unentschieden und der Vorhang fällt.

Diese Scene dauert ungefähr einen halben Tag, selten länger, oft nur eine Secunde. Sie wird, wie gesagt, immer nur vor einem einzigen Zuschauer aufgeführt, welcher das Ganze mit unglaublichem Interesse verfolgt, obgleich er eigentlich kein Wort davon versteht. Der Zuschauer ist zugleich Theaterdirector, Verfasser, Souffleur, Regisseur und Schauspielhaus.

Josephine, die in ihrem Krämerladen an so mannigfaltige und schwierige Functionen durchaus nicht gewöhnt

war, mußte nicht, was sie von alledem zu halten habe. Sie blickte unverwandt ins Blaue, that maschinenmäßig, was man ihr gebot, antwortete einsilbig und zerstreut auf die ihr vorgelegten Fragen, und war, wie in einem Absynthrausche, stumpf, abgemattet, gleichgültig. Eine unbehagliche Schwüle und eine eisige Fiebertälte rieselten abwechselnd über ihren ganzen Körper, sie zitterte und bebte oft, als sei sie ernstlich krank, und doch vernahm sie eine verborgene Stimme, die ihr vertrauensvoll zurief: „Jetzt wirst Du erst gesund!“ Ihr Blut jagte durch die Adern, als sei es vom wilden Jäger verfolgt, ihr Herz klopfte, ihr Kopf that ihr weh — so schlich der Winternachmittag langsam vorüber. —

Die Lampen waren schon seit einer Stunde angezündet, es ging auf sechs, als die Klink des Geschäftszimmers wiederum ächzte, und Herr Doucette, burgunderroth, mit dem Störenfried Malin, burgunderfroh, den Laden langsam durchschritt. Hinter ihnen humpelte Joseph her, der lahme Hausknecht, der gegen ein versprochenes Trinkgeld und auf ausdrücklichen Befehl des Principals sich erboten hatte, einige Wege und Commissionen für den Herrn Malin abzumachen.

Jetzt ging es an das Abschiednehmen, Herr Doucette wünschte seinem Freunde glückliche Reise und gutes Wetter, was bekanntlich ebenso neu wie wirksam ist. Der Pariser dankte, versprach bald wiederzukommen und lachte darüber, als habe er einen Witz gemacht. Darauf sagte er, zum Personale gewandt, identisch dieselben Worte: „Bleiben Sie hübsch gesund! auf Wiedersehen,

mein Fräulein!“ die aber, in einer ganz verschiedenen Betonung, einer jeden etwas ganz Verschiedenes sagen wollten. Die an Josephine gerichtete Höflichkeitsformel war eine verkappte Liebeserklärung, die an Virginie eine offenbare Verhöhnung. — — Der Pariser grüßte nochmals, lachte noch immer und sprang endlich davon. Joseph hinkte, so schnell er konnte, dem Gasthose „zur Krone“ zu.

7.

„Gott sei Dank!“ sagte Virginie ganz leise und athmete tief auf.

Herr Doucette zerbrach sich den Kopf, weshalb Herr Malin nicht eine halbe Stunde länger gewartet hätte und zum Diner geblieben wäre, und beruhigte sich damit, daß sein Freund wahrscheinlich etwas Anderes zu thun hätte oder den Hammelbraten nicht gern esse; er nahm sich daher vor, ihn bei einem nächsten Besuche mit Kalbsbraten zu tractiren.

Josephine hatte das ihr anvertraute Buch, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, auf den Ladentisch gelegt und harrte mit ungestümem Herzklopfen der Dinge, die da kommen sollten.

„Ach Herrjöh!“ rief auf einmal der Krämer, der noch immer in die Bratenfrage vertieft, wie aus den Wolken gefallen war, als er das Büchlein erblickte. „Das ist eine schöne Geschichte! Flink, Josephine, den Hut umgehungen und den Mantel angesetzt! es ist jetzt sechs Uhr weniger acht eine halbe Minute. Sie brau-

chen nicht wiederzukommen, kommen Sie morgen acht eine halbe Minute früher, damit basta! Flink! Machen Sie rasch, sonst verfehlen Sie ihn!"

„Wo soll ich denn hingehen, Herr Doucette?“ fragte Josephine.

„Wie oft soll ich es Ihnen denn wiederholen? bringen Sie das Buch Herrn Malin zurück, mit einer schönen Empfehlung von mir, und er hätte es vergessen!“

„Herr Malin logirt im „goldenen Hammel“?“ fragte Josephine zitternd.

Herr Doucette, der glaubte, Josephine mache eine Anspielung auf den unglücklichen Braten, rief ärgerlich: „Wer hat hier von Hammeln gesprochen, ich verbitte mir solche Impertinenzen! Joseph, Joseph!“ schrie er so laut er konnte.

„Joseph ist ja mit Herrn Malin fortgegangen,“ sagte Virginie, „soll ich das Buch zurücktragen?“

„Sie sind ein gescheitertes Frauenzimmer, machen Sie rasch!“

Virginie triumphirte, Josephine wurde leichenblau.

„Herr Doucette, entschuldigen Sie meine Frage,“ sagte die alte Jungfer kriechend höflich. „Herr Malin ist im „blauen Kalbe“ abgestiegen, nicht wahr?“

Der ärgerliche Krämer dachte an seinen projectirten Kalbsbraten; die große Freundlichkeit Virginiens, die er für unverschämte Ironie hielt, brachte ihn außer sich.

„Was geht Sie das an, ob ich Kalbsbraten oder keinen Kalbsbraten meinen Gästen anbiete? Sie essen

ihn nicht, und wenn mir der Hammelbraten besser bekommt, so ist das meine Sache! Verstanden?"

Josephine hatte sich unterdessen bereit gemacht, und das Buch genommen.

„Wohin gehen Sie?“ fragte Virginie.

„In's Gasthaus „zur Krone!““ antwortete Josephine und blinzte mit dem Auge. Migny hatte nur drei Gasthöfe, der dritte und letzte war nicht schwer zu finden. „Adieu!“ Sie lief davon.

„Sechs Uhr weniger fünf Minuten!“ rief ihr der Principal nach. „Sie müssen morgen um fünf Minuten früher kommen!“

Draußen war es stockfinster und sehr unangenehm kalt; man hätte keinen Hund in solchem Wetter hinausjagen mögen, deshalb war die Menschenzahl auch spärlich auf der breiten Landstraße, die Josephine athemlos entlang lief.

Der Gasthof „zur Krone“ liegt gerade am entgegengesetzten Theile des Fleckens, — man braucht ungefähr zehn Minuten, um ihn vom Krämerladen aus zu erreichen. Josephine war in weniger denn fünf Minuten an ihrem Ziele angelangt. Erst in dem Augenblicke, als sie den eisigen Klingelzug erfaßt hatte und läuten wollte, merkte sie, was in ihr und um sie her vorging.

Ist es einem meiner Leser schon passirt, mitten in der Nacht auf einem ihm unbekanntem Wege unbesorgt und unvorsichtig vorwärts zu schreiten? Dann weiß er, daß über ihm, neben ihm und vor ihm eine unbekannte

Macht Wache hält, die uns vor einer jeden drohenden Gefahr warnt und uns zwingt, instinctmäßig stehen zu bleiben, selbst wenn wir die feste Absicht hätten, uns an einer Mauer, die wir nicht sehen, die Nase blau zu stoßen, oder uns in einer Grube, von der wir keine Ahnung haben, ein Bein zu verrenken. Die Physiker haben diese Erscheinung erklärt und dafür einen technischen Ausdruck gefunden — die Physiker würden es auch erklären, wenn es einmal Biergrofsenstücke regnete, — was mir beiläufig sehr angenehm wäre.

Diese unbestimmte Vorahnung der drohenden Gefahr war es, die sich Josephinens bemächtigte, als ihre heiße Hand den kalten Glockenzug berührte: sie zog deshalb ihre Hand schnell zurück; sie wußte, daß ihr etwas Außergewöhnliches bevorstand, die Furcht überfiel sie, sie fing an zu weinen und blieb unentschlossen an der Schwelle stehen.

„Soll ich umkehren?“ fragte sie sich, „soll ich das Buch beim Wirth abgeben und flugs nach Hause gehen? Aber da wartet mein Vormund, wie wird mich der ausschelten, weil ich heute Morgen zu spät aufgestanden bin! und vielleicht gar . . . ! Gott, was bin ich unglücklich!“

Die Thränen rollten ihr über die Wangen herab, die Decembekälte, deren Josephine noch nicht gewahr geworden war, fing an ihre empfindliche Gegenwart bemerkbar zu machen. Josephine schauderte am ganzen Körper. — Da wurde die Thür aufgeriegelt. Sie sprang einen Schritt zurück und sah in dem erleuchteten Flur

Joseph, den Hausknecht, der von Herrn Malin mit verschiedenen Aufträgen verabschiedet wurde. Der Lahme hinkte an Josephinen vorüber, ohne sie zu bemerken. Herr Malin steckte den Kopf zur Thür hinaus, um ihm nachzusehen, aber die Kälte veranlaßte ihn, auf seine Inspection bald zu verzichten, und er wollte die Pforte wieder schließen, als Josephine auf ihn zuging und so beherzt als möglich, aber dennoch mit zitternder Stimme ihn anredete: „Hier ist Ihr Musterbuch, das Sie auf dem Ladentisch vergessen haben. Herr Doucette schickt es Ihnen mit einem schönen Complimente zurück.“

„Wie dank ich es meiner Vergeßlichkeit!“ rief Herr Malin selig aus, „daß sie mir das Glück verschafft, Ihnen noch ein letztes Lebewohl sagen zu können. Ach! mein Fräulein, mein Fräulein! Sie wissen nicht, wie sehr ich leide.“

„Leben Sie wohl, Herr Malin, und sprechen Sie leiser . . . was sollen die Nachbarn denken?“

„Niemand hört uns — man ißt, niemand sieht uns — man ißt. Gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen meinen warmen Dank in meinem warmen Zimmer auszudrücken. Sie sind halb erfroren, liebenswürdiges Kind, ich wäre ein Barbar, Sie so zu verabschieden.“

Der Pariser legte seinen Arm um ihre Taille.

„Um Gottes Willen!“ bat die Mamsell sehr erschreckt, „lassen Sie mich los! wir sind hier nicht in Paris! wenn mich Jemand mit Ihnen sähe, ich wäre ein verlornes Geschöpf! . . .“

„Liebes Püppchen!“ beschwichtigte Casar Malin,

„beruhigen Sie sich, Niemand sieht uns, die Nacht ist schwarz . . . wie die Nacht; ein knisterndes Kaminfeuer, ein gutes Diner, ein glühender Punsch wartet unser. Nur flink zugegriffen, der Augenblick ist da und kommt nicht wieder!“

„Mein Vormund!“

„Ich nehme Alles auf mich! Wollen Sie mit mir heute Nacht noch nach Paris?“

„Was? Sie wären? . . . Sie hätten . . . Sie wollten mich nach Paris bringen?“

„Das wäre mein größtes Glück, das Himmelreich auf Erden!“

Der Laden=Don=Juan drückte seine Zerline fester an sich und zog sie, halb willig, halb widerstrebend, in den Flur — dann schloß sich die Thür mit schwerem Mechzen.

8.

. . . . Es war gegen Mitternacht. Ein kalter, feiner Regen fiel vom grauen Decemberhimmel, der Wind segte die menschenleeren, spärlich erleuchteten Gassen, die Scheiben klirrten und nur die häßlichen Ratten raschelten hin und wieder über die Gasse und schienen mäusefroh dabei zu sein — es war häßlich mit anzusehen. Da saß Josephine zitternd vor Scham, Furcht und Kälte auf der steinernen Bank, welche vor dem Hause ihres Vormundes stand, rang die Hände und schluchzte und jammerte.

Sie hatte die Hausthür verriegelt gefunden, in dem Zimmer ihres Vormundes war noch Licht.

„Er erwartet mich,“ lispelte sie trostlos, „o Gott, o Gott, was wird aus mir werden?“

Nach einer übernatürlichen Aufregung, nach einem allzu großen Leide oder einer allzu großen Freude — wenn die Nerven aus Erschlaffung nicht mehr arbeiten können — verfällt der Mensch in eine starre Unempfindlichkeit, welche ihn, wie der Schlaf, der Wirklichkeit enthebt, ohne ihn jedoch in das Land der Träume zu tragen.

Josephine war nach und nach in diesen Nervenschlaf versunken; der Wind heulte lauter — sie vernahm es nicht; er peitschte heftiger ihre halberfrorenen Wangen — sie fühlte es nicht. Sie saß da, in der schrecklichen Winternacht, auf der nassen, steinernen Bank, unbeweglich, als sei sie selbst versteinert. Ihre Thränenquelle war versiegt, und die glanzlosen Augen standen weit offen und stierten ungläubig in die Nacht, als wollten sie der Vergangenheit noch nicht trauen.

Wer einmal in seinem Leben wirklich unglücklich und elend gewesen ist, weiß, daß es keine schwachen Skeptiker geben kann, es seien denn Glückskinder oder erbärmliche Lügner, die nicht einmal ihren eigenen Worten Glauben beilegen können. In der Verzweiflung, der Schuld schrecklichstem Kinde, klammert sich der Schwache an den Rettungsbalken des Glaubens krampfhaft fest, den ihm eine höhere Macht als Menschenwitz zuwirft; man lernt (sei es selbst nur auf eine Minute), man

lernt beten. Das hungrige Gewissen nährt und sättigt sich nur von dieser Demüthigung.

Die kleine Josephine hatte die Hände gefaltet und betete inbrünstig — Amen!

„Wie theuer bezahle ich meine Schuld!“ begann sie von neuem. „Für mich ist Alles verloren — Alles auf dieser großen Welt. Meine Eltern sind todt, ich habe keinen Freund, keine Seele, die sich um mich bekümmert, wozu bin ich noch gut? Ich elende Creatur! Ich war reich und wußte es nicht. Jetzt, wo mich ein Feigling bestohlen hat, jetzt weiß ich, wie arm, wie arm ich bin! Dreimal vermaledeiter Lügner, ehrloser Schurke! Dir wird es noch schlecht gehen, das glaube mir, Du wirst Rechenenschaft ablegen und theuer bezahlen das, was Du mir im Kaufsche entwendet hast. . . . O, mich friert! Das Licht brennt noch immer, er wartet und wartet . . . wenn ich seine Schwelle betrete, bin ich des Todes Wo soll ich hin? Wo soll ich hin? ich kann doch nicht Betteln gehen — wenn ich nur ein wärmeres Tuch hätte hu mich friert“

Sie stand mühsam auf. Ein Fiebersehauer überlief sie, ihre Zähne klapperten. Die Aufregung, die Ermattung, das gräßliche Wetter spielten grausam mit dem zarten Mädchen, es schwankte einige Mal hin und her und fiel bewußtlos auf die steinerne Bank. Der Regen strömte herab.

Unterdessen drehte sich Cäsar Malin ärgerlich in seinem warmen Bette hin und her: „Ist das langweilig, daß ich heute nicht einschlafen kann!“ brummte

er vor sich hin, „ich wette, daß ich morgen krumm und lahm bin. Guten Wein und hübsche Frauenzimmer haben die Kerle hier zu Lande, daß muß man ihnen lassen, aber niederträchtige Betten. Ich habe entschieden zu viel getrunken. — — So was Einfältiges, wie diese Bauerndirnen, ist doch nie dagewesen. Glaubt das dumme Ding, ich würde mit ihr in der Welt umherziehen, als ob ich nicht so schon Koffer und Ballast genug mit mir herumschleppen muß; 's ist großartig, *ma parole d'honneur!*“ — —

Als Josephine wieder zu sich kam, schlug es zwei Uhr.

„Ich bin krank!“ sprach sie, „wenn ich nur bis dahin kommen kann!“

Sie raffte alle Kräfte zusammen, sprang auf und lief wie eine Wahnsinnige, mit aufgelösten Haaren und entblößter Brust, die Landstraße entlang. Vor einem kleinen einstöckigen Hause hielt sie an und klopfte stark an die Fensterladen.

„Virginie! um's Himmelswillen mach auf, ich sterbe! . . .“

„Was? Josephine!“ hörte man von innen.

„Ich bin's. Mach' auf, Virginie, mach' auf“ — — —

9.

„Wo kommst Du her, Du armes Geschöpf?“ rief Virginie erschreckt, als Josephine eingetreten und erschöpft auf das Bett gesunken war.

Josephine schüttelte den Kopf, als könne sie nicht antworten.

„Du siehst ja schrecklich aus! Soll ich Dich ausziehen? Leg' Dich zu Bett, armes Kind! Schlaf, ich wache bei Dir.“

„Du bist gut, Virginie, Du bist gut,“ sagte Josephine mit matter, gebrochener Stimme und geschlossenen Augen, „ich danke Dir. Nur behalte mich heute bei Dir — morgen geh' ich weiter.“ —

„Schlaf nur, ich mache das Feuer wieder an.“

Virginie zog das todfranke Mädchen so flink sie konnte aus, legte es in ihr Bett und bedeckte es mit ihrer ganzen Garderobe. Die nassen Kleider ließ sie an dem wieder angefachten Feuer trocknen. Sie machte Thee, ging geschäftig hin und her und betrachtete von Zeit zu Zeit mit mitleidsvollen Blicken die arme Josephine, die in einer gräßlichen Fieberphantasie unverständliche, sinnlose Worte lispelte.

„Trink! Das wird Dir gut bekommen!“ sagte Virginie und reichte ihrer Kranken eine Tasse siedenden Thee. Josephine machte zwei oder drei Versuche, sich aufzurichten, fiel aber immer wieder auf das Lager zurück und sagte: „Das Musterbuch! Das Musterbuch!“

Da richtete die alte Mamsell ihren Schützling im Bette auf, legte ein Kissen unter ihren Kopf, um ihn zu stützen, und brachte die Tasse an die fieberheißen, geschwollenen Lippen. Josephine öffnete bewußtlos den Mund, und schluckte den siedenden Thee langsam hinunter; darauf verfiel sie von Neuem in ihre schreckliche Phantasie. Virginie wachte bei ihr.

„So geht's in der Welt!“ murmelte sie vor sich

hin, „und da wundern sich die Leute, daß es so viel verdorbene Frauenzimmer in der Welt giebt. Wie sie verdorben werden, danach fragt Niemand. Daß es Verderber giebt, vergessen sie gern, wenn sie die Verdorbene mit Schmutz bewerfen können. Ach! die Tugend und Keuschheit bei einem armen, ungebildeten Mädchen muß wahrhaftig ein erbärmlich werthloses Ding sein, da sie dem ersten besten hergelaufenen Laffen nicht einmal Respect einzuflößen vermag, dem ersten Besten, der, um sich eine Viertelstunde an Naritäten zu ergötzen, ihr lachend über den Rücken steigt. Weshalb lehrt man die Armen nicht die Tugend schätzen, weshalb verbirgt man nicht vor ihnen das glückliche Laster? Das ist die Fünfte oder Sechste aus meiner Bekanntschaft, die ich durch Dummheit das werden sehe, was ich war! — — Wenn sie nur nicht ernstlich krank wird! Auf einige Nächte kann ich sie schon beherbergen, aber auf die Dauer würde mich der Besuch ernstlich langweilen. — — Wie geht's, Josephinchen?“ fragte sie die Kranke, die sich unruhig im Bette hin und her wälzte, „ich brauche doch den Arzt nicht herbei zu rufen?“ sie blickte auf die kleine Stuhluhr. — „Vier Uhr! — Die Nachtwisiten sind so theuer! Morgen Früh ist es auch noch Zeit. — Der Schlaf überfällt mich nach und nach. Na, für heute muß ich mich schon mit einem Stuhle begnügen!“

Nachdem sie Del auf die Lampe gegossen und Kohlen auf das Feuer geworfen hatte, setzte sich die alte Jungfer in ihrem Lehnstuhl bequem zurecht und schlief in dem Bewußtsein, eine gute Handlung gethan zu haben,

sanft ein. Gegen sieben Uhr Morgens erwachte sie, ihrer alten Gewohnheit gemäß. Alle Glieder thaten ihr weh, sie war ärgerlich und mürrisch.

„Das einfältige Mädchen begeht einen dummen Streich und ich muß dafür büßen,“ brummte sie, indem sie Toilette machte. „Was geht mich Fräulein Duchateau an? Aber Du lieber Gott, man ist nicht von Stein! Josephine, Josephine! Es hat schon Sieben geschlagen, willst Du nicht aufstehen?“ Das junge Mädchen schlug die Augen auf und sah sich verwundert im Zimmer um. Erst als sie Virginien erkannte, kam ihr das klare Bewußtsein wieder; da verbarg sie den Kopf in den Kissen, verfiel in ein krampfhaft schmerzliches Zucken und schluchzte und weinte bittere Thränen.

„Was fehlt Dir denn, Josephine?“

„O mein Vormund! mein Vormund!“

„Hat er Dich geschlagen?“

Josephine schüttelte mit dem Kopfe.

„Du bist wohl gar nicht nach Hause gegangen?“

„Es war zu spät, Virginie . . . er hätte mich todtgeschlagen . . .“ antwortete Josephine immer weinend.

„Befindest Du Dich wohler?“

„Ich bin sehr krank . . . der Kopf brennt mir . . . ruf' einen Arzt . . . ich glaube . . . ich sterbe!“

„So rasch stirbt der Mensch nicht! Beruhige Dich, halte Dich warm! Ich komme bald wieder!“

* * *

„Da hab' ich mir eine schöne Last auf den Rücken geladen!“ sagte Virginie, als sie auf der Landstraße

war, „das kommt davon; man darf es nicht zu gut mit den Menschen meinen. Das verschafft einem nur Qual und Umstände, es kommt sonst nichts dabei heraus!“

Es war noch finster und ziemlich still auf der Straße, Virginia, anstatt zum Arzt zu gehen, hatte es vorgezogen, den Herrn Vormund von der Sachlage in Kenntniß zu setzen, denn „er mußte es ja doch erfahren“.

Der Schuhmacher hatte die Thür auf ihr ungestümes Pochen geöffnet.

„Wo kommst Du her?“ schrie er mit Donnerstimme.

„Seit wann duzen wir uns, Herr Clarmont?“

„Ach, Sie sind es! . . . treten Sie näher, Fräulein Virginia. — Wissen Sie vielleicht, wo Josephine steckt? . . .“

„Josephine ist krank.“

„Wo ist sie?“ schrie der Schuhmacher ungeduldig.

„Lassen Sie mich ausreden. Josephine hat sich gestern erkältet. Den ganzen Nachmittag war sie unwohl und beklagte sich über heftiges Kopfweg, gegen sechs Uhr wurde mir ihrethalben angst und bange, da habe ich sie eingeladen, eine Minute zu mir zu kommen, ich wollte ihr Etwas gegen den Kopfschmerz geben, da ist sie auf einmal so krank geworden, daß ich sie zu Bette habe bringen müssen, ich habe die ganze Nacht bei ihr gewacht.“

„Ihr steckt unter einer Decke!“ erwiderte der Vormund und schwenkte die Hand mit erhobenem Zeigefinger hin und her.

„Bitte, sagen Sie mir, ob wir uns Du oder Sie nennen, damit ich mich danach richten kann.“

„Wo ist Josephine? frage ich Sie, wollen Sie mir gefälligst antworten?“

„Wenn Sie so mit mir sprechen, auf keinen Fall. Glauben Sie, eine Pensionärin vor sich zu haben? wofür halten Sie mich denn eigentlich?“

„Scheeren Sie sich zum Teufel, Mamsell!“

Virginie wandte sich der Thür zu.

„Sie sind ein eigensinniges Weibsbild!“ brummte Herr Clarmont so freundlich er konnte. „Sie wissen, ich mache keine Complimente!“

„Ich merk's.“

„Nun, so erzählen Sie mir ganz offen, was vorgefallen ist.“

„Wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, mir zuzuhören, so brauchten Sie mich jetzt nicht danach zu fragen.“

„Was, Mamsell! Sie halten mich für dumm genug, solche Albernheiten zu glauben?“

„Freilich! denn wenn Sie diese Albernheiten nicht glauben, halten Sie mich für unverschämt genug, Ihnen Etwas vorzulügen.“

„Sie haben es, scheint's, darauf abgesehen, mich zu ärgern?“

„Nun bitte ich Sie, überlegen Sie sich einmal, was ich dabei profitieren könnte!“

„Noch einmal, wollen Sie mir sagen, wo Josephine steckt? ja oder nein?“

„Noch einmal, wollen Sie mir glauben, was ich Ihnen sagen werde?“

„Wenn Sie mir die Wahrheit sagen, glaube ich Ihnen.“

„Wenn Sie mir glauben, sage ich Ihnen die Wahrheit.“

„Sie stellen meine Geduld auf eine harte Probe!“

„Und ich habe die meinige schon verloren. Leben Sie wohl.“

Virginie wollte ihm abermals den Rücken drehen, der Schuhmacher nöthigte sie abermals und zwar mit zwei mannhafte[n] Fäusten zum Sitzenbleiben.

„Sie wissen, Mamsell, Sie sind mein Liebling!“ schmunzelte er. „Sie gefallen mir, ich weiß nicht weshalb. Sie haben eine gewisse unverschämte Art, die Menschen zurecht zu setzen, die Ihnen sehr gut steht. . . . ich habe Sie gern, Mamsell, und, schauen Sie, erst gestern habe ich einem vorwitzigen Burschen, der über Sie Klatschereien ausgetragen hatte, ein sichtbares Zeichen meiner Unzufriedenheit hinter die Ohren gesteckt. . . .“

„Sie sind discret, Herr Clarmont,“ unterbrach Virginie, „ich danke Ihnen für Ihre Güte, von der ich überzeugt war, aber bis jetzt keinen Beweis hatte.“

„Ach! was soll ein alter Schuster anfangen, wenn ihm ein . . . (er wagte nicht junges zu sagen) wenn ihm ein forsches Frauenzimmer behagt. Er muß es hinunterschlucken, und das habe ich auch gethan. Seitdem Sie wieder hier sind, trinke ich zehnmal mehr als früher. Wie oft habe ich meine Wuth an Josephinen

ausgelassen! Und nun sagen Sie mir, was mit dem Galgenstricke vorgefallen ist? Die ganze Nacht habe ich gewacht.“

„Josephine liegt krank bei mir zu Bett in Folge einer heftigen Erkältung,“ antwortete Virginie, noch höchlichst erstaunt über die sonderbare, unerwartete Eroberung, die sie gemacht hatte. „Holen Sie den Arzt und kommen Sie mit ihm zu mir. Hier ist mein Schlüssel, ich muß in's Geschäft gehen, zur Frühstückszeit komme ich wieder zurück, und hoffe dann, das Glück zu haben, Sie zu treffen. Auf Wiedersehen!“

Sie sprang auf — und lief schnell davon, denn es schlug gerade acht.

II.

Auf dem Wege nach Paris.

1.

Josephine sitzt am Fenster und blickt gedankenvoll auf die stille Landstraße. Es mag gegen 5 Uhr Nachmittags sein. Die Sonne entschließt sich, langsam sich zur Ruhe zu begeben. Der Tag ist weder kalt, noch warm. Ein lauer Schauer, der von Zeit zu Zeit die Luft durchrieselt, verheißt der wiederauflebenden Natur baldige Sommergenesung; was, nebenbei bemerkt, im Monat Mai, in dem dieses Capitel anfängt, nichts Außergewöhnliches an sich hat.

Das Zimmer des Herrn Clarmont ist festlich geschmückt. Leisten und Knierrahmen, Schemel und Werkstatt, Sohlen und Schäfte sind in die Polsterkammer gebracht, denn heute soll die Arbeit ruhen und Alles hat deshalb einen feierlichen Anstrich. Auf dem Kamine, neben der Gypsbüste eines Napoleon (den der Schuster auf einer Sohlenversteigerung als „Gewichtszuschuß“ erstanden hatte) prangen in säuberlichen Porzellanvasen zwei große Blumensträuße, welche das ganze Zimmer

mit Wohlgeruch erfüllen. Knisternder Sand ist auf die blankgeschuerten Dielen gestreut und in der Mitte des „Salon“ gewordenen Raumes stehen acht Stühle um den gedeckten Tisch.

Alles verräth das stille und erwartungsreiche Herannahen eines frohen Familienfestes. Selbst der kleine Canarienvogel im Drahtbauer, Josephinens Liebling, hat sich schmucker und sorgfältiger aufgeputzt, den schönen Tag mit hellerem, lustigerem Schmetterten verkündet und schweigt nun bedächtig, als wolle er den Leuten Zeit lassen über das, was er ihnen vorgesungen hat, nachzudenken.

Der dritte Mai 1846 ist wirklich ein verhängnißvolles Datum in dem Erdenwallen des würdigen Herrn Clarmont. Man höre nur das Festprogramm!

Erstens: Mit dem heutigen Tage fängt der Schuster an, seine Lebensjahre — die er wie alle Menschenkinder bis zum zwanzigsten nach den Frühlingen, bis zum fünfunddreißigsten nach den Sommern, dann nach den Herbstern gezählt hatte — nach den Wintern zu berechnen; denn seitdem der würdige Hausherr das Tageslicht erblickt hat, ist gerade ein halbes Jahrhundert über's Land gewandert.

Zweitens: Eingedenk dieses seines Geburtstages hat sich der Herr Vormund dazu entschlossen, seinem starcköpfigen Mündel zu verzeihen. Der alte Zwist soll mit frohem Becherklang zu Grabe geläutet werden.

Drittens: Zu diesem Behufe soll Josephinens Sparbüchse geöffnet und deren Gesamteinhalt der

rechtmäßigen Besitzerin zur freien Verfügung gestellt werden.

Viertens und Fünftens: Wird Herr Schuhmacher Clarmont, ansässig zu Migny, Cote d'or, aller gewatterhaften Schwatzhaftigkeit zum Troß, dem erstaunten Migny seine Verlobung anzeigen. Mit wem, dürfen wir noch nicht verrathen. Das ist noch das Geheimniß der Betroffenen.

Das Zusammentreffen so wichtiger und so verschiedenartiger Ereignisse hätte selbst einen stärkeren Geist, als den des Schusters in Aufregung versetzt. Am frühen Morgen beim Rasiren hatte er sich ein förmliches Dreieck in die Zunge geschnitten, hatte den Barbierpinsel in die Rocktasche gesteckt und endlich die Schnupstabsackdose im Seifenwasser ausgespült, lauter Sonderbarkeiten, die auf äußerste Zerstreutheit und innere Unruhe schließen ließen.

„Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht,“ schrie er; „Josephine, besorge, was zu besorgen ist,“ und lief davon.

Man hatte ihn, wie einen von Drusen verfolgten Mennoniten, die Schloßallee heraufstürmen sehen, wahrscheinlich um sich abzukühlen.

Josephine war der Anempfehlung des Herrn Vormundes in jedem Punkte nachgekommen. Jetzt — nach vollbrachter Arbeit ist gut ruhen — sitzt sie am Fenster und blickt noch immer unverwandt auf die staubige Landstraße. Auch in ihren Blicken liegt der Ausdruck des peinlichen Erwartens der Dinge, die da kommen sollen. Vielleicht ist die starre Ruhe, die sie zur Schau

trägt, nur die Maske der ängstlichen Befangenheit; und vielleicht zeigt ihren weit geöffneten Augen das beklommene und gemartete Herz noch wunderlichere und beängstigendere Traumgestalten, als sich durch alle Messerschnitte des Vormundes verrathen können und hinter all' seinem stürmischen Ungemach sich verborgen halten.

Und dennoch könnte nur die kleinere Hälfte der Festlichkeiten Josephinen direct interessiren: die Versöhnung und die Spargheller, da sie weder ihren fünfzigsten Geburtstag noch ihre Verlobung feiert. Deshalb denke ich mir, daß ihr noch etwas Besonderes im Sinne spukt, was vor der Hand noch außer meinem und meiner Leser Bereich liegt.

2.

Die geräuschvolle Ankunft eines unerwarteten Gastes schreckte Josephine aus ihrer Träumerei auf. Sie richtete sich auf und sprang, indem sie sich die Augen rieb, als ob sie geschlummert oder geweint hätte, dem jungen Mann, der mit kräftigem Mannesschritt auf ländlichen Sohlen in das Zimmer trat, freudig entgegen.

„Gott grüß' Sie! lieber Herr Doctor! Nun, wie geht's dem armen Gretchen?“

„Samstag giebt man ihr das letzte Geleit, das arme Geschöpf!“ sprach der junge Dorfarzt, „heut' Morgen hatt' ich noch Hoffnung, sie zu retten und jetzt ist sie todt und bleich.“

Josephine hatte dem Doctor Martin theilnehmend gelauscht. Sie ließ den Kopf hängen und wiederholte

mehrere Male: „Das arme Gretchen! — das arme Gretchen! wer hätte das gedacht?“

Der Doctor klopfte ihr väterlich die Wangen.

„Der Typhus,“ sprach er, „mit dem läßt sich nicht spaßen, Jungfer. Heute roth, morgen todt. Jetzt, da Sie nun Gottlob wieder munter und frisch dahermarschiren, mir zur Ehre und aller Welt zur Freude, jetzt kann ich auch Ihnen anvertrauen: Ein Wunder hat Sie gerettet! Ihre Krankheit war bössartiger als die, welche Gretchen's Kind zur Waise macht.“ Er schwieg einige Secunden und begann darauf mit veränderter Stimme: „Nun, und wie schaut es hier im Hause aus?“

„Du lieber Gott, so leidlich, Herr Doctor; ein Tag gleicht dem andern — ich langweile mich etwas, im Geschäfte hatt' ich doch wenigstens Zerstreung. Außer Virginien, die mich lieb hat und oft zu uns kommt, und Ihnen sehe ich Niemand. Mein Vormund hat mir verboten, allein auszugehen, sein Rheumatismus hält ihn oft lange Tage daheim. Er hat den Rheumatismus und ich muß deshalb das Zimmer hüten, so geht es in der Welt.“

Der Doctor hatte während dieses kurzen Geständnisses seinen Stuhl Josephinen näher gerückt und beobachtete sie mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Sagen Sie mir aber frei heraus, Mamsell, fehlt Ihnen sonst Nichts? Der Arzt des Leibes kann mitunter auch ein Arzt der Seele werden, vor dem man kein Geheimniß haben soll; deshalb heraus mit der Sprache!“

„Mir fehlt nichts Besonderes,“ antwortete Josephine, „ich langweile mich und ich weiß nicht, wie lange das noch dauern wird. Das ärgert mich! Der Haushalt meines Vormundes ist nicht schwer zu besorgen, ich habe weniger zu schaffen, als bei Herrn Doucette. Herr Clarmont ist etwas sanftmüthiger geworden, er plagt mich nicht zu arg. Virginie verbringt fast alle Abende in unserer Gesellschaft, tändelt und singt und scherzt wie ein junges Mädchen, und ich, obgleich mir nichts fehlt, ich hocke mißmuthig in einer Ecke des Zimmers und langweile mich wie ein altes Weib.“

„Sind Sie verliebt?“ fragte der Doctor.

„Um Gotteswillen!“ rief Josephine, „das fehlte noch!“ — „Herr Doctor,“ hub sie nach einigen Minuten Nachsinnens an, „ist Paris wirklich so schön, wie man es sagt?“

„Was nennen Sie schön?“ fragte der Doctor.

„Eine lachende Landschaft, ein heiterer Himmel, die Natur, wie wir sie hier haben, ist schöner als alle Pracht, die sich in den Pariser Mauern aufgehäuft hat, glauben Sie mir!“

„Himmel und Landschaft! Das ist immer dieselbe Geschichte. Wenn man das Alles ganz genau kennt, so wünscht man auch einmal etwas Anderes zu sehen! In Paris soll es prächtige Paläste mit hellerleuchteten Fenstern, reiche Läden, schöne Frauen geben.“

„Virginie hat Ihnen mit ihren Pariser Schnurren den Kopf verdreht. Glauben Sie kein Wort von all dem Unsinn. Lärm und Staub und Schmutz, gleich-

gültige Laffen, gefährliche Müßiggänger, Wagengerassel, Verschwendung und Glend, viel Scandal und wenig Gehalt, das finden Sie in Paris, mehr als Sie es wünschen. Bleiben Sie ruhig in Migny, Jungfer, ich merke wohl, wo Sie der Schuh drückt, aber folgen Sie meinem Rathe und lassen Sie sich nicht durch die Altweiberklättschereien eines abgelebten und verderbten Frauenzimmers bethören, sonst verlieren Sie meine Freundschaft. Ich habe Sie liebgewonnen, weil ich Sie für ein bescheidenes, braves und sehr intelligentes Mädchen halte. Wenn Sie Virginiens thörichtem Geschwätz ein willigeres Gehör leihen, als meinem gutgemeinten und auf bittere Erfahrung gestützten Rathe, so sind Sie nicht mehr werth, als die Anderen. Dann habe ich mich selbst oder Sie haben mich getäuscht."

Josephine lächelte, streichelte die Hand des Arztes und bat mit schmeichelnder Stimme: „Bitte, bitte, lieber Doctor, verzeihen Sie mir!"

„Eva, Eva!" sprach er und drohte im Scherz mit dem Zeigefinger, „an Ihnen ist eine Pariserin verloren gegangen!"

Obgleich der Arzt mit dieser letzteren Bemerkung dem jungen Mädchen durchaus kein Compliment zu machen beabsichtigte, so schien doch Josephine gegen diese Bezeichnung durchaus nichts einzuwenden zu haben; sie verneigte sich mit kokettem Lächeln und blinzte püffig mit den Augen, als wolle sie sagen: „Was nicht ist, kann noch werden."

„Für Sie," begann Herr Martin von Neuem, „für

Sie giebt es nur ein Heilmittel, aber das ist radical. Warten Sie nur noch ein halb Jährchen. Wigny ist groß und Frankreich noch größer! Es könnte ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sich unter den dreißig Millionen Unterthanen Louis Philipp's nicht ein einziger gesunder, braver Junge finden sollte, der sich glücklich schätzte, Fräulein Josephine Duchateau heimzuführen."

„Ich werde mich nie verheirathen!“ erklärte Josephine sehr entschlossen.

„Dummes Zeug! reizt Sie Fräulein Virginiens Beispiel?“

„Das nicht, aber Herr Clarmont war auch ein Ehemann und — denken Sie, Herr Doctor, das hätte ich ganz vergessen, mein Vormund scheint von Neuem Heirathsgelüstchen im Kopfe zu haben.“

„Sie scherzen, Josephine!“

„Durchaus nicht! Seine Wahl wird Sie noch weit mehr in Erstaunen setzen.“

„Kennen Sie die Auserlesene?“

„Ich glaube in der That, sie errathen zu haben. Vorher sagte ich Ihnen, daß er mich seit einiger Zeit viel höflicher behandelt als früher; seine Höflichkeit wird mir bisweilen sogar lästig, ich ertrage sie aber, denn sein Rheumatismus nimmt in demselben Grade zu wie sein Verstand abnimmt. Von Zeit zu Zeit merke ich, daß er Virginiens ein verstohlenen Wort zuraunt und auf mich deutet. Sehen Sie nicht die Bouquets, mit welchen der junge Freier unser Zimmer schmückt? Die

Auserwählte bin ich! — In der Ecke des Schreins habe ich auch eine neue Schürze entdeckt, jedenfalls eine Ueberschürzung für die junge Braut — die junge Liebe bei alten Leuten ist, wie es scheint, ein arger Verschwender!“

„Wie können Sie nur so leichtsinnig in den lieben Tag hineinschwätzen!“ schmolte der Arzt. „Ahnen Sie unerfahrenes Kind denn nicht, daß es sich hier um eine Lebensfrage handelt? Was gedenken Sie nun zu thun?“

„Aber bester Herr Doctor,“ antwortete Josephine, „liegt die Beantwortung Ihrer Frage nicht auf der Hand! Ich bin noch jung, aber doch nicht so jung, um in dieser lächerlichen Geschichte einen Schatten von Ernst zu sehen. Auslachen werd' ich meinen lieben Vormund, sammt seinen Blumen und Schürzen, auslachen nach Herzenslust, wenn er sich untersteht, mir seinen liebevollen Rheumatismus zu Füßen zu legen und sein fünfzigjähriges Herz mit in den Kauf zu geben.“

„Es ist höchst zweifelhaft, daß er damit zufrieden sein wird.“

„Er wird mich's büßen lassen, das steht fest; aber Alles hat sein Ende!“

Und Josephine nickte bedächtig mit dem Kopfe; und die ruhige Ueberlegung schaute, wenn auch nur auf einen Augenblick, aus ihrem großen intelligenten, gewöhnlich so leichtsinnigen Auge. — —

3.

Zwei Stunden später ging es in demselben Zimmerchen hoch her. Die Vorhänge waren dem Zwielichte

längst geschlossen, und der helle Schimmer zahlreicher Kerzen erleuchtete die frohe Gesellschaft, die sich das Festmahl und die Festweine vortrefflich hatte munden lassen. Dem Schuster, dem fünfzigjährigen Geburtstagskinde, war der Ehrenplatz in der Mitte eingeräumt. Ihm zur Rechten war Virginie eifrig damit beschäftigt, sich eine schlechte Verdauung zuzuziehen, zur Linken nippte Josephine von den ihr gereichten Speisen. Neben ihr saß der Arzt, der Einzige, dem Josephinens außerordentliche Enthaltbarkeit auffiel und verdächtig vorkam, und diesem schlossen sich die anderen vier Geladenen in folgender Reihenfolge an: Fräulein Clemence Doucette, die in ihren Mußestunden die Memoiren ihres bewegten Lebens schrieb. — Herr Doucette, der biedere Handlungsherr, der zur feierlichen Gelegenheit, ohne seine alte Beschränktheit abzulegen, eine funkelnagelneue Binde angelegt hatte. — Frau Doucette, die mit Argusaugen einen jeden Blick ihrer magern und sentimentalischen Tochter erspähte und jedesmal, wenn Herr Doucette ein zu großes Stück Fleisch auf seinen Teller legte oder sein Glas zu voll goß, ihre unschuldige Hälfte heimlich in den Arm kniff; und endlich der hungrige Schulmeister von Migny, den man zu jedem Zweckessen einlud und der sich deshalb für verpflichtet hielt, sein Antheil in lateinischen Reminiscenzen zu bezahlen.

Glückliches, dreimal gebenedeites Provinzleben! Wie kann man sich entschließen, deine ungetrübte Einförmigkeit zu verlassen, um sich kopfüber in den Strudel des ewig bewegten Pariser Schlammes zu werfen!

Acht Leute, die in einem kleinen Zimmer um eine wohlbedeckte Tafel vereinigt sind, und seit mehr als zwei Stunden nichts anderes thun, als essen, trinken, Klatschen, verleumben, über „große Herren“, Adel und zunehmende Steuern mit Wonne schimpfen, zählen in ihrer Mitte sieben Glückliche! — d. h. vielleicht mehr als man in ganz Paris findet. Der Burgunder, der leutselige Schwäger, erfüllt ihr Herz und erleichtert ihre Zunge; begeisterte Reden gehen unbemerkt vorüber, weil alle Welt begeistert ist und alle Welt Reden hält, die der Nachbar, der gleichfalls in begeisterten Zungen spricht, seiner eigenen Begeisterung wegen nicht versteht. Diese Genossenschaft gleicht beinahe den Aposteln vom Pfingsttage, im Begriff, den babylonischen Thurm zu erbauen. Herr Clarmont spricht von der Allgewalt der Liebe und schaut seufzend und glücklich auf Virginien, die unbedingt dem Halbrausche näher ist, als der Nüchternheit.

„In vino veritas!“ summte der Schulmeister und läßt seine stieren Blicke auf den Grund des oft geleerten Glases fallen: er hat entschieden zu tief in's Glas gesehen. Er fühlt sich sehr unglücklich und sehr gerührt und erinnert sich im allgemeinen Scandale der lateinischen Weisheiten, in denen er still und unbemerkt Trost findet: „mensa est rotunda, panem et Circenses, ach du lieber Gott, was bin ich unwohl post Christum natum!“

„Herr Schulmeister, noch ein Gläschen?“

„Bis repetita placent. Was wird meine Frau

sagen? Fide, sed cui, vide! Mich schaudert. Me pudet, piget, poenitet, me taedet atque miseret. Ich bin ein schlechter Kerl, aber ein guter Mensch; aber schlecht bin ich doch, mein armes Weib!" und er trank, um sein großes Ungemach zu vergessen.

Auf Herrn und Madame Doucette hatte der feurige Burgunder einen ganz eigenthümlichen Einfluß ausgeübt. Die alten Gatten saßen wonnetrunken beisammen, Rührungsthänen füllten ihre weingetränkten Augen und Versicherungen ewiger Liebe flossen von ihren Lippen.

„O, Arthur!“ (Herr Doucette heißt Arthur) schluchzte Glopheir (Frau Doucette heißt Glopheir, Olympiade, geborne Galopin) — „O, Arthur! erinnerst Du Dich der süßen Stunde, in der mein Herz in der Allgewalt einer wahren und unvergänglichen Liebeslust mich zum ersten Male mit seinem Dasein himmlisch überraschte?“

„Nein, liebes Kind!“ antwortete der Krämer, „dessen erinnere ich mich nicht, Du hast mir ja selbst gestanden, daß Du den Posthalterssohn. . . .“

„Kindereien!“ unterbrach die biedere Madame Doucette; „der Postfuchs hatte mir nur den Kopf verdreht, bis zum Herzen war sein Bild nie gedrungen!“

„Ach, lieb Frauchen, Du kannst Alles so verblümt, so schön vortragen, daß ich kein Wort davon verstehe. Du schüchterst mich ein und Gott weiß, daß Du davon Gebrauch gemacht hast! Ich habe zweiundzwanzig Jahre still geduldet!“ rief der Krämer aus und schaute betrübt auf seinen runden Schmeerbauch, — „zweiundzwanzig Jahr geschwiegen und Alles ertragen — aber (er sprang

auf) beim Element! Alles hat sein Ende — ich bin der Herr und Du die Frau! Ich bin der Herr im Hause und mir soll man gehorchen, gehorchen soll man mir, Madame, oder — (Alle Gläser erbeben von dem furchtbaren Faustschlage, den der erweckte Löwe auf den Tisch versetzte.) Meine Herren, meine Damen!“ schrie er lauter und seine Augen sprühten Blitze. „Sie Alle sollen meine Zeugen sein! Frau Doucette peinigt mich, zwickt mich, wenn ich vom Hammelbraten zweimal nehme. Der Hammelbraten steht auf dem Tisch, der Hammelbraten soll gegessen werden, ich esse den Hammelbraten gern, und meine Frau kneift mich, wenn ich Hammelbraten esse.“ —

„Arthur!“ sprach Madame Doucette halb verächtlich, halb vorwurfsvoll, „denk an Dein Kind, denk an Clemence und verhalte Dich ruhig!“

Der Krämer sank auf seinen Stuhl zurück. „Weshalb hast Du mich gekniffen? weshalb zwickst Du mich, Glophir?“ seufzte er schwermüthig.

„Was sich liebt, das neckt sich!“ versetzte Madame Doucette und schlang ihre Arme um den wieder besänftigten Gemahl. Das Liebescapitel begann von Neuem, wurde durch Zornanfalle des Krämers abermals unterbrochen, durch Glophir's Grazie wieder aufgenommen, wiederum gestört, um von Neuem begonnen zu werden, und so fort.

Fräulein Clemence Doucette hatte unterdessen Fingerübungen auf dem Tische und nebenbei die Bemerkung gemacht, daß ihr Nachbar, der junge Doctor, sich einer

interessanten Stirn, geistreicher Augen und einer fließenden Unterhaltung erfreute — drei Vorzüge, die überall und namentlich in Migny ihren Werth haben. Der Doctor hatte seinerseits dem sentimentaln Fräulein schon mehrfach und unter allen möglichen Verzierungen dufende Liebesgeständnisse in's Ohr geflüstert, die dem Rausche ihr Entstehen verdankten, wie sie dem Nüchternsein ihr Vergehen verdanken sollten.

4.

So sah es im Schusterstübchen zu Migny aus — Josephine allein hatte ihren ruhigen Verstand und ihre Ueberlegung beibehalten — als die Stuhuhhr Mitternacht schlug und die lustigen Becher an das Heimgehen mahnte. Der Arzt gab schon das Signal zum allgemeinen Aufbruche, aber der Schuster nöthigte ihn mit kräftigem Biceps zum Sitzenbleiben.

„Vor einer Stunde verläßt mir Niemand das Zimmer!“ gebot er mit gemüthlicher Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete. „Wir haben meinen Geburtstag und die Aussöhnung mit meinem lieben Mündel gefeiert! Jetzt kommt das Beste, die Ueberraschung!“ —

Aller Augen richteten sich, so gut es der Burgunder gestattete, auf die vierschrötige Gestalt des Herrn Clarmont, der aus dem Schrein die silberne, mit Bändern geschmückte Sparbüchse hervorholte und triumphirend auf den Tisch setzte. „Josephine,“ fuhr er fort, „der heutige Tag ist ein wichtiger Tag in Deinem Leben. Von heute ab sollst Du selbstständig und so unabhängig

sein, wie es Dein Alter gestattet. (Die Blicke Josephinens und des Arztes begegneten sich.) Du bist kein Kind mehr, und zum Beweise dafür überliefere ich Dir hier den Schlüssel Deiner Sparbüchse. Das Geld gehört jetzt Dir. Du kannst damit anfangen, was Du willst. Treib' mit dem Vertrauen, das ich in Dich gesetzt habe, keinen Mißbrauch, sei ein gescheidtes Mädel und gieb mir einen Kuß!"

Die Gäste schrien Bravo, der Schulmeister declinirte: „bravo, bravis, bravoni, bravonem, o bravo!“, den Ablativ erstickte er in einem abermaligen Schlucke, und Josephine gab ihrem Vormunde den verlangten ehrerbietigen Kuß. Jetzt kam der feierliche Augenblick der Kasseneröffnung. Alle Köpfe bogen sich vor, um dem Schauplatze so nahe als möglich zu sein: Josephine drehte das Schlüsselchen, das Vorhängschloß öffnete sich, und der metallene Inhalt rollte mit dem verlockendsten aller Geflirre auf das weißgewesene Tischtuch.

„Wie viel?“ fragte der Schuhmacher.

„28, 30, 32, 37 Franken und 14, 17 und 17 Sous! Siebenunddreißig Franken und siebenzehn Sous,“ antwortete Josephine, die mit großer Hast und sichtbarer Unruhe den Betrag ihrer Sparpfennige überzählt hatte.

„Schlecht gezählt! Zähle noch einmal nach!“

„Siebenunddreißig Franken und 17 Sous!“ lautete die Antwort nach abermaliger Prüfung.

„Schlechte Rechnerin!“ wiederholte der Schuster, „schau her, 37 Franken und 17 Sous und 10 Louisd'or

macht 237 Franken, 17 Sous! Hier, nun nimm Dein Geld!"

Mit diesen Worten ließ der Vormund zehn blanke Goldstücke mit dem Gepräge Ludwig XVI. auf den Tisch fallen, schob dieses Capital dem erstaunten Mädchen zu und labte sich an der Ueberraschung, die sich auf allen Gesichtern, besonders aber in Josephinens verstörten Zügen verrieth.

„Wie? Weshalb? Warum?“ wurde von allen Seiten gefragt.

„So hört denn!“ sprach Herr Clarmont. „Meine Schwester, Gott hab' sie selig! Deine Mutter, Josephine, vertraute mir, es ist nun sechzehn Jahre her, diese zweihundert Franken an, die einzige Mitgift, die ihr unsere armen Eltern hatten geben können. — „Ich hab' das Geld nie angetastet,“ sprach die wackere Frau, „und der liebe Himmel hat mir doch allerweg's geholfen. Das will ich meiner Josephine geben, wenn sie einstens groß und verständig und brav ist; bis dahin kann noch so Manches geschehen, vielleicht erlebe ich es nie! Drum verwahre Du es, lieber Bruder; ich bin eine abergläubische Frau, und denke und hoffe, daß uns das Glück bringen wird. Gib es ihr, sobald Du sicher bist, daß es in ihren Händen gut aufgehoben ist und daß es Josephinen daran erinnern kann, daß die Schweißtropfen ihrer braven Großeltern und der Segen ihrer treuen Mutter diesen Schatz geheiligt haben, dann wird sie es nicht leichtsinnig vergeuden, wird es vielleicht einstens unverfehrt ihrer ältesten Tochter übergeben!“

Der Vormund schluchzte, Fräulein Doucette weinte, der Arzt spielte mit seinem Ohrgehänge, Herr und Madame Doucette drückten sich gerührt die Hände, der Schulmeister faltete die Hände, und Josephine sah starr und unbeweglich auf die vor ihr ausgebreiteten Goldstücke.

„Josephine! Das Geld gehört nun Dir,“ fuhr der Vormund fort, „sei ordentlich und macker, und laß mich mein Vertrauen nicht büßen.“ „Morgen,“ fügte er leise zu Virginien gewandt hinzu, „nehme ich ihr die zehn Goldstücke wieder ab; ein dummer Streich ist leicht gethan!“

Als Josephine mit zitternder Hand das Gold, das glänzende Gold in ihrer Tasche fühlte, konnte sie ihre Aufregung kaum noch bemeistern. Sie erlag dem Rausch des Goldes, der gefährlicher ist, als der des Lebensaftes.

Mit unheimlicher Freude ließ sie, ganz im Geheimen, ein Stück nach dem andern durch die Finger gleiten; sie lachte, sie athmete rasch und unregelmäßig, und ihre Augen glänzten unnatürlich. Darauf richtete sie sich auf, weidete sich nochmals am Anblick ihres unerwarteten Reichthums, den sie alsbald wieder in ihrem Kleid verbarg und mit der Hand bedeckte, und sagte:

„Endlich!“

Sie hatte das Bewußtsein der erlangten Kraft erhalten.

5.

Die Gesellschaft war gerührt und bekanntlich trocknet nichts die Kehlen mehr als Rührung. Die Gläser

wurden von neuem gefüllt, von neuem geleert, Josephinens Eltern, Großeltern, dem Kaiser und dem Könige wiederholte Vivat! und Vivat! gebracht, und als endlich die Rührung der seligen Wein Stimmung wiederum gewichen war, stand der Vormund von neuem auf und bat von neuem um geneigtes Gehör:

„Meine Freunde!“ sprach er, „ich habe allerdings heute meine wohlgezählten fünfzig Jahre auf dem Rücken, aber was beweist das?“

„Daß Sie anno 1796 geboren sind,“ bemerkte Herr Doucette.

„Deshalb bin ich noch immer kein altes baufälliges Haus! Der Herr Doctor hat nie meine Schwelle betreten, um am Meister Clarmont seine Künste zu probiren, denn der fühlt sich noch rüstig und frisch wie vor dreißig Jahren, er will leben, als wär' er ein junger Bursche, und wem das nicht gefällt, der braucht sich nur zu melden!“

Bei diesen Worten stemmte der Schuster die beiden derben Fäuste auf den Tisch, hielt etwas inne und blickte um sich, wahrscheinlich um den Leuten, die gegen seine Jugend etwas einzuwenden hätten, die nöthige Zeit für ihre Beschwerden zu geben. Niemand meldete sich und das berechtigte den verjüngten Schuster mit „also“ fortzufahren.

„Also,“ sprach er, „will ich mich verheirathen (allgemeine Sensation) und stelle Ihnen hier meine Braut, Fräulein Virginie Chacal, vor, die, so Gott will, bevor der heurige Wein die Fässer füllt, mit mir, Meister

Clarmont, in den heiligen Bund der Ehe treten wird.“

Es entstand eine kleine Pause. Die weiblichen Doucettes blickten verächtlich auf ihre „Mamsell.“ Virginie hielt es ihrerseits für angemessen, die Augen verschämt niederzuschlagen und einige vergebliche Er-röthungsversuche zu unternehmen. Herr Doucette brauchte einige Minuten, um sich von der Sachlage Rechenschaft abzulegen, und guckte dann mit seinen lieben blauen Augen dumm in die Weite. Josephine hatte für den Augenblick selbst ihr Gold vergessen und sah den Arzt an, der lächelte. Der Schulmeister stierte in sein Glas. — Alle schwiegen.

„Vivat! das junge Brautpaar!“ schrie der Arzt und machte so der drückenden Stille ein Ende. „Vivat hoch!“

„Vivat hoch!“ stimmte die Gesellschaft ein, denn der Hauch hat bekanntlich die vorzügliche Eigenschaft, die von ihm Beflegten in jedweden Scandal, der sich irgendwo vernehmen läßt, mit einstimmen zu lassen. Der Berauschte schreit, wenn ein Hund bellt oder wenn der Blitz einschlägt, oder wenn der Wind die Wetterfahnen kreischen macht, und die Gäste des Schuhmachers schreien, weil der Arzt geschrien hatte.

Es war spät, das Tagewerk war vollbracht, man drückte sich die Hände, bedeckte sich, gratulirte und nahm Abschied.

Der Arzt begleitete die alte junge Braut nach Hause, so gerade es anging. Die Familie Doucette gewährte sich, sobald sie im Freien war, durch einige ungeschminkte

Randglossen über diese „Lächerlichkeit, Niederträchtigkeit, Unerhörtheit, Abscheulichkeit, Gemeinheit und Erbärmlichkeit“ eine gewisse Erleichterung und der Schulmeister wankte in stillem Zickzack seinem Häuschen zu. Josephine stieg in ihr Zimmer, der Vormund schlief auf dem Lehnstuhl ein.

* * *

O, herrlicher Frühlingsmorgen! Der Engel der Frühe zieht schweigsam durch das stille Dörfchen, — der Sternenschimмер ermattet, noch schlummern die Bewohner unserer schönen Erde, kein Lüftchen regt sich. In frischem Thau gebadet ruht schweigend die Natur. Die Erde ist andächtig wie ein betendes Kind. — Nun sind die Sterne ganz am farblosen Himmel erloschen.

Auf einmal — alltäglich großes Wunder! — beginnt die ganze kleine Welt der Lebendigen sich zu rühren und zu regen. Halb ängstlich, halb vertrauend schlägt der Vogel mit dem Flügel, die Blätter öffnen sich, der früh erwachte Haushahn wittert Morgenluft. Rosenroth steigt die Sonne auf. Der Tag ist da! — Die Blätter plaudern und fichern, Kikeriki! kräht der Hahn, die Lerche räuspert sich, und der Mensch wälzt sich im warmen Bett hin und her und träumt von seiner unbestrittenen Vollkommenheit.

In dem Dachstübchen des Schusterhauses sitzt aufrecht auf ihrem Lager ein junges, ernstes Kind. Sie hat ihr schönstes Kleid angethan, ihre Habseligkeiten, ihre Wäsche und Kleider liegen in einem kleinen Bün-

del zusammengelegt neben ihr auf dem Bette, die Schieb-
laden ihrer Commode sind aufgezo-gen. Josephine über-
zählt ihren Reichthum.

Ein leiser Windzug bringt den Dufst des zauber-
haften Morgens in das unordentliche dumpfe Zimmer;
ein kleiner Vogel pickt an das halb offene Fenster,
zwitschert und dankt dem lieben Gott für seine
Freiheit.

„Und nun, gut Glück!“ sprach sie, sah sich noch
einmal im Stübchen um, um sich zu überzeugen, daß
sie auch nichts Werthvolles vergessen hatte, nahm das
Bündel in die Hand und stieg behutsam die Stiegen
hinunter.

Sie tritt auf Zehenspißen in das Zimmer des
Vormundes; es schlägt gerade Fünf, der Vormund
schnarcht wie ein Seliger. Sie nähert sich dem Fenster,
öffnet es vorsichtig, steigt geräuschlos auf die steinerne
Bank, die vor dem Hause steht und — sie ist auf der
Landstraße.

Als Josephine vor dem Posthause von Beaune
ankam, war es noch nicht Sechs. Sie hatte einen Weg
von beinahe einer Meile in kaum einer Stunde zurück-
gelegt.

„Wann geht die Post nach Paris ab?“

„Sogleich, mein Fräulein, Punkt 6 Uhr. Soll ich
Ihr Billet nehmen?“

„Ich bitte Sie darum,“ und Josephine stieg ein.

6.

Im Wagen befand sich nur eine Person. Es war ein ganz junger Mensch von 21 bis 22 Jahren. Er schlummerte. Sein Kopf war während des Schlafens vornüber gesunken und sein Hut auf den Boden gefallen, so daß Josephine von ihrem Reisegefährten noch nichts sah, als dunkelbraunes krauses Haar, das er ganz und ungescheitelt trug.

Da knallte die Peitsche, die Pferde wieherten, der Schwager stieß in sein Horn und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Der junge Mann fuhr erschreckt auf, rieb sich die Augen und sah in schlaftrunkener Verwunderung um sich. Als er bemerkte, daß er sich in Damengesellschaft befand, streichelte er wohlgefällig den wachsenden Schnurrbart, fuhr mit einem kühnen Griffe durch den dunkelbraunen Urwald und stotterte, indem er seine Handschuhe anzog, einige Entschuldigungen.

Ein flüchtiger Seitenblick, den er auf Josephine geworfen, hatte ihn überzeugt, daß er wenigstens bis zur nächsten Station angenehme Gesellschaft haben werde; denn der erste Eindruck, das heißt der richtige, den das junge Mädchen auf ihn machte, war über alle Maßen günstig. Josephine erschien ihm jung, reizend, melancholisch und ein tröstender Freund, der bekanntlich in allen Liebes- und Reiseabenteuern die Hauptrolle spielt, konnte ihr möglicher Weise sehr gelegen kommen.

„Gehen Sie nach Paris, mein Fräulein?“ fragte

er und näherte sich unmerklich dem jungen Mädchen. Er ließ ihr gar keine Zeit, darauf zu antworten und fuhr sehr schnell fort: „Dazu gratulire ich Ihnen von ganzem Herzen. Gott im Himmel, ist die Provinz langweilig und unausstehlich! Werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich in den acht Tagen Ferien, die ich mir bewilligt habe, um meinen Onkel anzupumpen, vom Heimweh nach den winkeligen, schmutzigen Gassen des Quartier latin geplagt bin, daß ich Gott danke, die schöne frische Landluft, die wir in diesem Augenblicke einathmen, halb wieder mit der vom Tabaksqualm verpesteten Temperatur irgend eines Pariser Cafés vertauschen zu können? Das mag Ihnen sonderbar klingen. Ich habe keinen Grund dafür. Gefühl ist Alles und wenn Sie in zwei Jahren noch in Paris sind, werden Sie mich begreifen und sagen, Herr Jules Fourtois — so heiße ich nämlich — hat Recht, vollkommen Recht!“

Der junge Mann hatte diese Ansprache mit so einfacher Lebhaftigkeit vorgetragen, daß Josephine gar keine Zeit gefunden hatte, sich darüber zu wundern, sie konnte die Gewagtheit des jungen Schwäzers gar nicht ungeschicklich finden und fragte ihn, ohne weitere Umstände zu machen: „Kennen Sie Paris genau, mein Herr?“

„Wie meine Tasche. Ich bin in der Rue de Baugeirard 136, auf dem Hofe links, geboren.“

„Ich habe einen gewissen Herrn Cesar Malin in meiner Geburtsstadt kennen gelernt und möchte gerne wissen, wie es mit dem Herrn steht. Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Das können Sie nicht verlangen.“

Josephine bemerkte, daß sie eine sonderbare Frage gestellt hatte.

„Entschuldigen Sie, bitte, meine Einfachheit. Ich bin aus einem Städtchen, wo alle Leute Nachbarn sind und kann mir von einer großen Stadt keinen rechten Begriff machen.“

„Das ist höchst einfach! Denken Sie sich, daß Ihr Nachbar eine halbe Stunde weit von Ihnen wohnt, daß der dazwischen liegende Raum mit großen Häusern ausgefüllt und diese großen Häuser von Armen und Reichen, die sich nicht um Sie bekümmern, bewohnt sind; daß Ihr Nachbar von seinem Nachbar ebenfalls durch eine halbe Stunde Entfernung getrennt, daß diese Lücke gleichfalls mit Häusern bebaut und diese Häuser gleichfalls auf die verschiedenartigste Weise bewohnt sind. So fahren Sie fort, bauen Sie in Gedanken zwischen jedem Hause Ihres Städtchens eine kleine Stadt, dann haben Sie den Begriff von der Größe einer großen. Denken Sie sich ferner, daß ein jeder dieser Hunderttausende von Menschen, die sich dort, man weiß nicht recht weshalb, zusammengeschmissen haben, sein bestimmtes Ziel verfolgt, seine Wünsche befriedigen, seine Ansprüche zur Geltung bringen will, daß der Bürger nach Ruhe, der Soldat nach Scandal, der Kaufmann nach Geld, der Müßiggänger nach Vergnügungen hascht, daß sich alles dieses kreuzt und schneidet, verwebt und verwirrt, daß alle Atome verschwinden und dem schärfsten Auge nur die unruhig wogende Bewegung des Ganzen

bemerklich ist — denken Sie sich das, mein Fräulein; das wird Ihnen von dem Pariser Leben und Treiben einen unvollkommenen Begriff geben können.“

„Mich schwindelt's!“ sagte Josephine. „Was soll in diesem Tumult ein armes junges Mädchen, das allein dasteht, beginnen?“

„Vor allen Dingen soll es nicht um sich, über sich, noch unter sich blicken. Es soll die Augen fest zuhalten, soll sich in seinem Zimmer einnisten; wenn es ausgeht, nur auf seine Schürze schauen und sich noch immer in seinem Dorfe glauben. Sonst ist's aus, mein Fräulein. Der Schwindel faßt es, wie Sie sagen: Es fällt — auf einen Divan von Sammet oder ein Lager von Stroh, je nachdem es schlaue oder dumm, schön oder häßlich ist.“

„So?“ versetzte Josephine zerstreut.

Herr Fourtois schien eine andere Antwort erwartet zu haben und sah sie erstaunt an. Ihre dunkelbraunen großen Augen suchten ein unlösbares Räthsel errathen zu wollen. Auf ihrer bleichen Stirn spiegelten sich der Druck der Vergangenheit und die Ungewißheit über die Zukunft deutlich ab. Um ihren Mund zuckte eine Schmerzsfalte und die blonden lockigen Haare, die ungeordnet herabfielen, gaben dem magern kränklichen Gesichte einen noch traurigeren und melancholischeren Ausdruck.

„Sind Sie unglücklich, mein Fräulein?“ fragte der junge Mann nach einigen Minuten Stillschweigen mit ganz veränderter und theilnehmender Stimme.

„Ach ja! recht sehr, Herr Fourtois.“

„Herr Jules, wenn ich bitten darf. Von dem Augen-

blicke an, wo ich weiß, daß Sie leiden, sind wir Kameraden, Freunde und alte Bekannte. Was fehlt Ihnen, mein armes Fräulein? Wenn meine schwachen Kräfte Ihnen von irgend welchem Nutzen sein könnten, so dürften Sie versichert sein, in mir den bereitwilligsten Beistand zu finden. Ich will Ihnen gern mit Leib und Seele helfen, wo und wann ich kann."

„Ach! Sie sind gütig und wie sehr danke ich Ihnen! Ich kenne keine Seele in dem großen Paris und wenn ich Ihnen hier meine kleinen Leiden anvertraue, müssen Sie mir schon vergeben."

Sie begann darauf dem jungen Manne ihre ganze Leidens- und Lebensgeschichte von ihrer Geburt bis zu ihrer Verführung und Flucht mit weiblicher Wahrheitsliebe vorzutragen, nur mit der unbedeutenden Variante, ihren Vater vom Sergeanten zum Capitän avanciren zu lassen, was übrigens, wenn Herr Duchateau noch gelebt hätte, nicht unmöglich gewesen wäre.

Jules hatte ihr aufmerksam und gerührt zugehört. Er nahm die beiden Hände Josephinens in die seinen, sah ihr gerade und offen in die Augen und sprach nach einigem Zaudern:

„Mit Freunden darf man sich nicht geniren. Haben Sie gar kein Geld?"

„Nicht viel, ungefähr zweihundertfünfzig Franken."

„Zweihundertfünfzig Franken!!!“ rief Jules erfreut aus, „noch ist Polen nicht verloren, zweihundertfünfzig Franken! Mein finanzielles Thermometer ist noch nie auf diesen Höhepunkt brasilianischer Goldhize

gestiegen, und das nennen Sie „nicht viel“? Mit zweihundertfünfzig Franken können Sie, wenn Sie meinem Rath folgen und nicht gerade an getrübte Fasanen gewöhnt sind, ganz bequem ein Vierteljahr auskommen, länger, wenn es sein muß, und bis dahin sind wir über alle Berge. Sie wollen doch arbeiten?“

„Versteht sich!“

„In drei Wochen haben Sie eine Stelle, in sechs Wochen eine bessere und in einem Vierteljahr brauchen Sie keinen Menschen mehr, Fräulein? . . .“

„Josephine!“

„Sie kennen also Niemand in Paris?“

„Niemand außer Herrn Cesar Malin.“

„Ach so! den Bewußten! wenn ich den fasse,“ und er rieb sich die Hände mit Rachedurst, „Sie lieben doch hoffentlich den elenden Burschen nicht mehr?“

„Ich habe ihn nie geliebt und . . .“

„Gott sei Dank!“ unterbrach sie Jules freudig.

Josephine sah ihn groß an. Dieser Ausruf, der gerade aus dem Herzen explodirte, stimmte sie ganz heiter.

„Wie so? Gott sei Dank?“ fragte sie mit reizendem koketten Lächeln. Jules blickte etwas verlegen auf seine linke Westentasche, in der er in besseren Zeiten seine Uhr zu tragen pflegte. Als er die Augen aufschlug, bemerkte er, daß Josephine weit verlegener war, als er. Man schwankte einige Secunden zwischen ernster Würde und einem Kusse, endlich fingen Beide an hell auf zu lachen.

„Ich habe ihn nie geliebt und begreife nicht, wie

er mir den Kopf hat so verdrehen können. Er ist weder hübsch, noch geistreich, noch verführerisch, aber es war eben der erste Mensch, den ich nicht alle Tage sah, deshalb fiel er mir auf. Es war der erste Mann, der mir von Liebe sprach, deshalb gefiel er mir, er machte mir herrliche Versprechungen, man hatte mich nie getäuscht, deshalb glaubte ich ihm, ich war jung und unerfahren . . .“

„Den Einfältigen das Himmelreich. Wenn Sie sich also auf keine Seele unter den anderthalb Millionen, die im Pariser Fegfeuer brennen, verlassen können, so muß ich Sie schon „bevatern“? Wollen Sie mit mir in mein Hotel ziehen? Es ist allerdings nicht so fein wie das „Hotel de Castille“, liegt auch nicht auf dem Boulevard des Italiens, sondern in der Rue Mazarine. Aber es hat den ungeheuren Vortheil, seinen Mann gegen fünfzehn Franken per Monat unterzubringen. Der Wirth kennt mich genau, ich wohne seit vier Jahren da und werde vermuthlich noch geraume Zeit da bleiben, wenn mir nicht ein amerikanischer Onkel, den ich leider nicht besitze, das Anschaffen eigener Möbel möglich macht. Ich will mit dem Mann schon sprechen und glauben Sie mir, Fräulein Josephine, wir finden ein nettes, kleines, billiges Stübchen, wohnlich und behaglich, in dem Sie sich ganz wohl befinden werden. Der asiatische Luxus fehlt allerdings vollkommen: ein Bett, ein Nachttisch, eine Commode, ein Tisch und vier Rohrstühle, deren einer gleichzeitig Toilette ist — genügt Ihnen das?“

„Vollkommen, Herr Jules, vollkommen! ich bin durchaus nicht verwöhnt.“

„Und Sie nehmen meinen Vorschlag an?“

„Mit aufrichtigem Dank.“

„Nun, dann geben Sie mir die Hand, Fräulein Nachbarin, und gestatten Sie dem keuschesten der Beglückten den keuschesten der Küsse auf Ihre bleichen Wangen zu deponiren.“ Josephine machte keine Umstände. Jules näherte seine Lippen ihren Wangen und gab ihr zwei herzliche Küsse.

„Das ist nur das Siegel unserer Freundschaft, Herr Jules!“ warf Josephine ein, als ob sie sich entschuldigen müsse.

„Versteht sich!“ beschwichtigte Jules; „soll ich den Brief recommandiren? drei Siegel fehlen noch.“ Mit diesen Worten bog sich Jules wieder vor. Josephine aber warf den Kopf majestätisch in die Höhe, sah ihn mit einem strafenden Blicke an und sprach: „Herr Jules, seien Sie nicht ungezogen!“

„Bestes Fräulein“

„Namentlich jetzt nicht, der Wagen hält an!“

7.

„Station Gervais! Zwei Stunden Aufenthalt!“ rief der Postillon und öffnete den Schlag: „Das ist die Frühstückszeit, gnädige Herrschaft, wir halten vor Donnerre nicht wieder an, und von da an nehmen Sie die verwünschte Eisenbahn, die Sie nach Paris expedirt, wenn Sie unterwegs nicht Hals und Beine brechen.“

Wie das manchmal passirt! O, die neuen Erfindungen! Eisenbahnen! Als ob der liebe Gott unsere Gäule umsonst wachsen ließ. Hiuh! Hiuh!“

Die Pferde merkten, daß der Schwager den neuen Erfindungen nicht geneigt war.

Der Garten hinter dem Posthose, in dem den jungen Reisenden das Frühstück aufgetragen wurde, war reizend. Da saßen sie in einer natürlichen dichten Laube, vor der warmen Maisonnette geschützt, ließen sich's gut schmecken, lachten, schmausten und sangen und waren glücklich wie die kleinen Späzen, die in den Zweigen und auf den Wegen fröhlich hin- und herhüpften. Die zwitschernden Vögel und summenden Käfer, der würzige Blumenduft, das junge Grün, die helle Sonne im Gärtchen, der wohlthätige Schatten in der engen Laube, Alles das war heiter und schön.

Zwischen Josephinen und Jules war ein so unbefangenes und gemüthliches Verhältniß eingetreten, daß man hätte glauben können, sie seien mit einander aufgewachsen, aber man hätte sich getäuscht. „Man“ glaubte übrigens gar nicht, denn „man“ war nicht dabei und die beiden Glücklichen waren mutterselenallein.

Der Kaffee wurde aufgetragen. Jules rollte einige Cigaretten und reichte eine davon seiner hübschen Gefährtin.

„Ich möchte wohl!“ sagte Josephine, „aber ich habe es noch nie probirt und ich — fürchte — —“

„Unangenehme Folgen?“ fragte Jules. „Haben Sie keine Angst, liebe Josephine. (Jules sagte nicht

mehr „Fräulein!“) Es fällt kein Meister vom Himmel. Rauchen gehört im „Quartier“ zum täglichen Brode. Erlernen müssen Sie es, früher oder später, und besser ist's, daß Sie Ihre Lehrzeit mit mir durchmachen, als mit jedem Anderen!“

„Mein Vater war Major!“ war Josephinens Antwort, „ich würde entarten, wenn ich Qualm und Feuer scheute.“ (Herr Duchateau avancirte schnell!)

„A la bonne heure!“ bekräftigte Jules und die Cigaretten wurden angesteckt. Er sah das lächelnde Mädchen lächelnd an. Die possirlichen Manieren, die riesigen Anstrengungen, mit denen Josephine aus der kleinen Cigarette die großen Rauchwolken zog, das Blinzen und Thränen ihrer Augen, das Husten und unwillige Kopfschütteln, alle Höllequalen der unerfahrenen Raucherin, die sie unter dem stereotypen „vortrefflich! ausgezeichnet!“ verbergen wollte, entzückten ihn. Er hätte alle seine Gläubiger für einen Kuß von ihr geopfert, aber er erinnerte sich des imposanten „Herr Jules, Sie sind ungezogen!“ das sie ihm zugeworfen hatte, und deshalb stimmte er, um sich zu beruhigen, ein Liedchen von einem galanten Abbé aus dem vorigen Jahrhundert an. Josephine sang den Refrain tapfer mit.

„Wissen Sie,“ sagte Jules, der aufgehört hatte, „daß Sie ein allerliebsteß Stimmchen haben? Jetzt ist die Reihe an Ihnen!“

„Ich weiß wirklich nichts Gescheidteß. Unsere Ladenmamsell Fräulein Virginie hat mir ein dummeß Lied von Spizen und von Kragen oft vorgesungen, das

könnte ich Ihnen allenfalls singen, aber, wie gesagt, es ist zu dumm!"

„Je dümmer, desto besser!“ antwortete Jules, „die Vögel und ich begleiten den Rundreim.“

Josephine begann:

Die Finger hart, die Augen roth,
Und Kummer nur und Sorgen!
Sie nähte um das liebe Brod
Vom Abend bis zum Morgen.
Da sprach sie: Allem seine Frist!
Nicht länger will ich's tragen!
So manche, die nicht besser ist,
Trägt Spitzen nur und Kragen.

Zwei Jahre d'rauf, o Herrlichkeit!
Wie rauscht die lange Schleppe!
Wie segt das schwere Atlaskleid
Die breite Marmortreppe!
Was sie begehrt, es ist erfüllt:
Sie rollt dahin im Wagen,
In Sammt und Seide eingehüllt
In Spitzen und in Kragen.

Das Alter kam, das Weh'! und Ach!
Es stand am Krankenbette
Kein Jugendfreund, der Trost ihr sprach,
Kein Priester las Gebete.
Da schlug sie an die weike Brust:
Ich will's Euch, Kinder, sagen;
Was mich verdarb, das war die Lust
Nach Spitzen und nach Kragen!

„Tragisch, sehr tragisch!“ versetzte Jules. „Nun, Josephine, was halten Sie von den Spitzen und Kragen?“

„Wenn ich sie hätte, wegwerfen würde ich sie nicht.“

„Ich auch nicht, ich brächte sie auf's Leihhaus, da wird gegen Mottenschaden garantirt. Alles das ist dummes Zeug, glauben Sie mir, Josephine, unter dem Grisettenkleide hüpfst das Herz leichter und froher!“

8.

Während sie so sangen, schwatzten, rauchten und spielten, wie zwei Pensionäre am ersten Ferientage; während sie ausgelassen durch den kleinen Garten sprangen, Blumen abpflückten, die sie sich zuwarfen, sich versteckten und erhaschten, waren die Stunden pfeilschnell dahingeflogen, und erst als man ihnen ankündigte, daß es Zeit zum Einsteigen sei, merkten die jungen Freunde, daß sie lange Stunden verplaudert und sich doch nicht ein Zehntel von dem gesagt, was sie auf dem Herzen hatten.

„Wann kommen wir in Donnerre an?“ fragte Josephine, als sich die Heiterkeit im Postwagen etwas gelegt hatte.

„Gegen sechs Uhr Abends; zwischen elf und zwölf Uhr müssen wir in Paris eintreffen.“

„Sagen Sie 'mal, Jules, wird man sich in Ihrem Hotel nicht wundern, wenn Sie so spät und mit einer wildfremden Dame um Einlaß bitten?“

„Wundern? — Spät? — Wildfremd? Was sprechen Sie denn für eine Sprache? In Paris wundert man sich nur über Sachen, die lächerlich sind, und daß ich mit

Ihnen zusammen ankomme, ist nichts weniger als lächerlich. „Wildfremd“ sind wir dort Alle und „spät“ ist es nie. Uebrigens habe ich Ihnen schon gesagt, furchtsames Fifinchen, daß ich Sie unter meine schützenden Fittige nehme, daß ich den Wirth kenne und daß Sie sich um nichts zu bekümmern haben, als darum, daß Sie beim Steigen unserer sechs bis sieben Treppen sich den Hals nicht brechen.“

„Wohnt in Ihrem Hotel keine andere Dame?“ fragte Josephine weiter.

„In den aristokratischen Gegenden der ersten vier Stöcke bin ich „wildfremd“; auf meinem Corridor wohnt ein College und Freund von mir, ein Student mit einer großen Nase, der Gaston d'Ontran heißt und mit Fräulein Fedora im dreizehnten Bezirke verheirathet ist.“

„Ich verstehe nicht recht!“ sagte Josephine, die aufmerksam zugehört hatte.

„Paris hat zwölf Bezirke, mein College Gaston hat eine große Nase und ist mit seinem Fräulein Fedora im dreizehnten verheirathet. Das ist doch klar wie die liebe Sonne!“

„Ach so!“ versetzte Josephine, und lächelte, so verschämt es anging. Sie wollte noch eine andere Frage stellen, aber sie wagte es nicht und lachte von Neuem.

„Was steht noch zu Ihren Diensten, Fifine, begehren Sie noch eine Auskunft?“

„Eine Kinderei!“ sagte Josephine halblaut, ohne ihren Gefährten anzusehen.

„Nur heraus mit der Sprache, jetzt haben Sie meine Neugier gereizt!“

„Sie würden mich auslachen.“

„Gott bewahre. Kleine reizende Fifine, vertrauen Sie mir Ihr Geheimniß an!“ er streichelte ihre Hand und brachte sie an seine Lippen.

„Sie wünschen es also?“

„Ich bitte Sie.“

„Rücken Sie näher, ich will es Ihnen in's Ohr sagen.“

Jules gehorchte gern.

„Sind ... Sie ... auch ... verheirathet?“ fragte Josephine in kaum vernehmbarem Pianissimo.

Es fing an zu dämmern und Jules konnte nicht mehr sehen, ob seine indiscrete Freundin roth geworden war. Er raunte ihr als Antwort gleichfalls in's Ohr:

„Noch nicht!“

Eine verspätete Schwalbe flog durch das offene Wagenfenster. Man hat niemals ganz genau erfahren können, ob das Geräusch, daß sich in diesem Augenblicke vernehmen ließ, von dem Zwitschern des Vogels oder von dem Schalle eines Kusses herrührte.

♣ O! Dämmerungsstunden in einem Postwagen, wer kennt euer Geheimniß? Wer vermag dich zu schildern, lauer Frühlingsabend, wer dich, feierliche Ruhe der Natur? Wer vermag das unsichtbare Band zu lösen, das ein junges Herz an ein anderes junges Herz fesselt? wer den Schleier zu lüften, der Gefühl und Leben mit frommer Dämmerung bedeckt? Glücklich, wer im

Frühlinge seines Lebens und im Frühlige der Natur an der Seite eines frischen Kindes die große staubige Landstraße froh dahinrollte, wer den Hufschlag der Pferde und das Knallen der Peitsche nicht mehr vernahm und ein erstes schüchternes „Du“ zu flüstern wagte, das nicht unerwidert blieb.

„Tonnerre!“ rief der Kutscher und die Reisenden stiegen aus.

* * *

Gegen zwölf Uhr Abends stiegen zwei junge Leute, mit kleinen Paketchen beladen, die steilen Treppen im Hotel „zum armen Hiob“ in der Rue Mazarine hinan. Als sie 132 Stufen über dem Concierge-Niveau sich befanden, stießen sie auf einen engen Gang, der zu den Dachstuben Nr. 35, 36, 37 und 38 führte. Jules schloß die Thüren zu Nr. 36 und 37 auf. In demselben Augenblicke öffneten sich Nr. 35 und 38. Ein Kopf mit langem Bart, ein anderer mit langer Nase sahen hervor. Beide zogen sich aber augenblicklich in ihre Gemächer zurück, als sie bemerkten, daß Jules nicht allein war.

Josephine schlüpfte behend in das kleine Zimmer — Nr. 36. Jules klopfte an die Nebenthür. Der junge Mann mit der langen Nase öffnete abermals, schüttelte dem wiederkkehrenden Freunde kräftig die Rechte und lachte schelmisch dabei. Trotz seiner langen Nase war der Nachbar durchaus nicht häßlich, im Gegentheil. Seine festen großen Augen, die von Intelligenz sprüh-

ten, waren von langen Wimpern eingefast. Sein Schnurrbart und Henri-Quatre, seine scharf markirten Brauen und sein langwallendes Haar gaben ihm den martialischen Anstrich eines Mousquetiers aus den Zeiten Ludwig XIII. In den blendend weißen Zähnen hielt er eine schwarz gerauchte Thonpfeife.

„Endlich zurück?! Du bist ein schöner Kerl, Du verweist, um einen Onkel anzupumpen und kommst mit einer Cousine wieder?!“

„Gute Nacht, Gaston!“

„Hm!“

„Bist Du erkältet?“

„Gute Nacht, Jules!“

III.

Im „Quartier Latin.“

1.

Ich war erst vor einigen Monaten mit leichtem Känzel in Paris angekommen — es war im April des Jahres 1850. Ich hatte im Studentenviertel, dem sogenannten „Quartier Latin“, ein billiges Unterkommen gefunden, wo ich inmitten einer sorglosen jungen Welt lebte, deren Vergnügungen, da sie bescheidener waren, als die der eigentlichen Metropole, meinem Geschmacke mehr behagten und meinen Vermögensverhältnissen angemessener waren. Ich war fleißiger als gewöhnlich und deswegen fast immer guter Laune. Und ich hatte auch viel Glück gehabt. Noch heute segne ich den Zufall, der mich in das kleine Hotel meublé der Rue Royer-Collard führte, wo ich in den ersten Tagen meines Pariser Aufenthaltes mit einem der liebenswürdigsten Franzosen, die ich kennen gelernt habe, mit Gaston d'Ontran, ein Freundschaftsverhältniß anknüpfte, das mit jedem Tage inniger und fester wurde und das jahrelange Trennung nicht zu lockern vermocht hat.

Gaston d'Ontran war der Sohn wohlhabender Eltern. Er hatte in seiner Provinz, der Auvergne, das Gymnasium absolvirt und war seit etwa vier Jahren in Paris, vorgeblich um die Rechte zu studiren. Seit achtzehn Monaten hatte er den festen Vorsatz, im nächsten Semester sein Examen zu machen.

Man kannte ihn im ganzen „Quartier“, er duzte alle Welt, bezahlte seinen Schneider nicht, weil er seinem Schuster noch eine bedeutende Summe schuldete, et vice versa; seine Unterschrift war von den Studentenucherern ebenso gekannt, wenn auch nicht so geschätzt, wie die der Gebrüder Rothschild; er war verhältnißmäßig reich, hatte deshalb nie einen rothen Heller, viel Freunde noch mehr Freundinnen und keinen Feind.

Seine Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit mir, dem vollkommen Fremden, gegenüber, verpflichteten mich zu mancherlei kleinen Gefälligkeiten, und auf diese Weise lernte ich seinen offenen, sympathischen Charakter näher kennen, suchte mich ihm zu nähern, und da er mit dem meinigen fürlieb nahm, wurden wir bald innige, gute Freunde.

Wir wohnten, wie ich schon sagte, in demselben Hotel, auf derselben Flur, sahen uns täglich mehrere Stunden lang, wir erzählten uns Alles, was wir auf dem Herzen hatten.

Eines Tages kamen wir auch auf die Studentensliebchen und Grisetten zu sprechen, und ich machte meinem Herzen Luft. Ich konnte ihm nicht verhehlen, daß ich nach alledem, was ich von den Grisetten gelesen

und gehört, etwas ganz Anderes erwartet hatte, als jene gefühllosen, gleichgültigen und unbedeutenden Wesen, die ich in seiner und seiner Freunde Gesellschaft antraf. Denn ich fühlte mich grausam enttäuscht, als ich bemerkte, daß anstatt jener liebenswürdigen Ausgelassenheit, jener sorglosen Poësie, von der ich geträumt, nur der albernste und langweiligste Humor, nur die abgedroschenste Prosa aus ihrem Munde sprach, und daß ihr Herz damit vollkommen zufrieden zu sein schien, so daß sie mir nicht einmal Interesse, vielweniger Sympathie einzufloßen vermochten.

Mit dieser Enttäuschung zugleich entstand in mir ein unüberwindlicher Widerwille, ich möchte fast sagen Haß, gegen alle Diejenigen, die den Namen einer Grisette führten; ich war geneigt, in einer jeden lobenswerthen Handlung, die man mir von ihnen rühmte, eine eiserne Nothwendigkeit zu erblicken, um ihr Verdienst dadurch zu schmälern. Daß ihre Ansprüche bescheidener waren, als die ihrer üppigen Schwester auf dem andern Seineufer, der Lorette, erklärte ich mir damit, daß sie den Luxus und seinen verlockenden Reiz nicht kannten; daß sie bisweilen mit einer gewissen Anhänglichkeit an ihrem muthwilligen Geliebten hingen, bewies in meinen Augen nichts anderes, als daß sie keine Gelegenheit zur Untreue hatten.

Das Alles gestand ich dem lustigen Gaston, aber er lachte mich aus, hieß mich einen griesgrämigen Menschenfeind und schloß seine Capucinerpredigt mit dem Versprechen, mich „ungläubigen Thomas“ bald zu bekehren.

„Ich will Dir Nini vorstellen,“ sagte er, „eines der fidelsten kleinen Frauenzimmer im ganzen „quartier“ — ein lebensfrisches Kind, in dessen Herz wahrscheinlich noch kein Tropfen Gift und ganz gewiß noch kein Tropfen Galle gefallen ist. Sie ist lustig wie ein Spatz, uneigennützig wie die liebe Sonne, verschwiegen wie die Nacht und hübsch wie der Frühling.“

„Mit einem Worte ein Engel!“ bekräftigte ich.

„Sie ist ein Weib und macht ihrem Geschlechte keine Schande. Engelhafte Eigenschaften besitzt sie durchaus nicht — im Gegentheil; nach meinem Dafürhalten ist sie sogar ein kleiner Teufel. Aber ich bin nicht abergläubisch und amüsiere mich jedesmal prächtig, wenn ich eine Stunde mit ihr verbringe; und ich habe sie gern, obgleich sie sich einem meiner Freunde gegenüber nicht nett benommen hat.“

„Also kennst Du sie genau?“

„Wir waren jahrelang Corridornachbarn im „Armen Hiob“. —

Nach einer kurzen Pause fragte mich Gaston: „Hast Du Geld?“

„Nicht viel.“

„Viel ist ein relativer Begriff; Crösus hatte viel Geld; um mit Nini zu frühstücken, braucht man wenig. Hast Du fünf Francs?“

„Fünf Francs und zehn Sous,“ bestätigte ich der Wahrheit gemäß.

„Das reicht aus! Nimm Deinen Hut und komm! Ich stehe bei ihr hoch angeschrieben, eine Gunst, um

die mich mancher elegante Frack mit rothem Bändchen beneidet. Mini ist, so viel ich weiß, jetzt Witwe, der Augenblick ist also so geeignet wie denkbar. Sei so fidel, wie möglich und witziger als gewöhnlich! Komm!"

Wir schlenderten die Rue Mazarine entlang und machten die verschiedenen Einkäufe, nämlich ein manns-hohes Brod, eine Kalbspastete, Käse und zwei Flaschen vom sogenannten „kleinen blauen“ Wein, der auf den Hügeln von Montmartre und Argenteuil wuchert.

So bewaffnet traten wir in das Hotel „des armen Hiob“ ein. Da vernahmen wir, wie Jemand die steilen Treppen von den olympischen Höhen behend herabhüpfte und dabei ein Liedchen von Beranger summt.

„Halt!“ schrie Gaston mit militärischem Commandoton, und stieß mich dabei bedeutungsvoll an.

Diejenige, an die dieser Ausruf gerichtet war, schien den Sprecher zu erkennen.

„Kommst Du vielleicht mit einem Frühstück?“ tönte ein feines Stimmchen von ganz oben.

Als einzige Antwort ließ Gaston die beiden Flaschen aneinander klirren, sprang mir voran und ich folgte ihm fünf dunkle Treppen hinauf. Da sah ich vor ihrer offenen Stubenthür Fräulein Mini leibhaftig vor mir stehen, die uns mit einem graziösen und dankbaren Lächeln zum Nähertreten einlud.

2.

Gleich auf den ersten Blick gefiel sie mir. Sie ist, wie mir scheint, zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt,

sehr klein und sehr zierlich gebaut. Ihr ganzes Gesicht hat einen gewissen schnippischen, komischen Ausdruck, für den ich mit dem besten Willen keine andere Bezeichnung als „drollig“ finde. Es ist nichts weniger als regelmäßig und sieht aus, als wäre es aus zwei ganz verschiedenen Schönheiten, die sich nicht vertragen können, einer Blondin und Brünetten, zusammengelesen. Ihr colorirter Teint, ihre frischen Lippen und besonders das ungetrübte schwarzbraune Auge sprechen von einer blühenden Gesundheit; unter dem coquetten Mützchen quillen üppige blonde Haare hervor. Sie kleidet sich mit einer rührenden Einfachheit.

„Wenn die Noth am nächsten ist, ist die Hilfe am größten,“ scherzte Mini. „Ihr kommt wie gerufen, denn ich wollte gerade bei guten Freunden und getreuen Nachbarn freiwillige Zwangsanzleihsversuche bewerkstelligen, das ist aber kein Kinderpiel, an einem Dreißigsten!“

Sie betrachtete mit Wohlgefallen die Kalbspastete, die ich am Herzen trug, das Herz tanzte ihr, als Gaston die beiden Flaschen auf dem Tische aufpflanzte, und sie klatschte wie ein vergnügtes Kind die Hände zusammen, als ich den duftenden Käse aus meiner Rocktasche hervorholte.

Nachdem sie sich einige Augenblicke an diesem erbaulichen Schauspiel geweidet hatte, nahm Gaston ihre Hand und reichte sie mir.

„Das ist Mini, die beste und liebenswürdigste aller Ewatöchter! und das da ist . . .“ sprach er, auf mich deutend — meine Bescheidenheit verbietet mir die un-

verdienten Lobsprüche zu wiederholen, mit denen mich mein Freund überschüttete — „ein junger Deutscher, der nach Paris gekommen ist, um — nach Paris zu kommen. Der arme schwache junge Mann sucht eine Stütze, die er in Deiner Erfahrung zu finden hofft. Dixi!“

„Darf ich Sie Du nennen?“ fragte Nini.

„Er, wenn Du willst!“ erwiderte ich.

„Das ist recht! setz' Dich neben mich.“

Man kann sich wohl denken, daß, wenn sich drei junge Leute, deren Nestor vierundzwanzig Frühlinge zählt, in einem Dachstübchen um zwei Flaschen „kleinen Blauen“ vereinigen, die Heiterkeit nicht mit den Haaren herbeigezogen zu werden braucht; sie kam als ungebetener, aber freudig willkommener Gast, setzte sich in unsern Kreis, trank aus unsern Gläsern und lachte aus unsern Kehlen.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wovon wir sprachen, nur weiß ich, daß der Politik eine sehr untergeordnete Rolle angewiesen wurde, da Nini nicht einmal mußte, „was das für ein Vogel sei“, und ferner weiß ich, daß Nini ihre heitersten Lieder vom Stapel ließ, unter anderen das folgende rührende Bekenntniß:

„Ich habe weder Ohm noch Tante,
Noch weiß ich, wer mein Herr Papa —
Doch zähl' ich auch viel unbekannte
Verwandte in Amerika!“

Alles das erschien mir himmlisch und ein jedes Wort, das aus Nini's Mund kam, hatte für mich einen

unbeschreiblichen Reiz. Gegen Ende des Frühstückes kam natürlicher Weise das Gespräch auf unsere „jungen Lieben“.

Nachdem mir Nini und Gaston ihre Passionsgeschichten — Wahrheit und Dichtung — mit rührenden Worten aufgetischt hatten, sollte ich das Wort nehmen. Ich gerieth etwas in Verlegenheit und wollte soeben irgend einen längst vergessenen Roman aus dem Staube meines Gehirnkastens hervorziehen, als mich Gaston mit vielsagendem Blicke ansah und auf Nini deutete.

Ich verstand ihn, streckte die Hände zum Himmel empor, verdrehte die Augen und seufzte, da der Seufzer allüberall das ausgemachte Signal für die Ankunft der Diligence „Liebe“ ist; darauf begann ich, ungefähr wie das zweite Buch aus der Aeneide.

„O Nini! Du weckst der neuen Wunden unnennbar schmerzliches Gefühl. Nini, ich liebe Dich!“

„Nini,“ rief Gaston, „so spricht nur ein aufrichtiges Herz; wenn Dich die Aufrichtigkeit unserer Geständnisse nicht rührt, bist Du hart wie ein Stein!“

Das Fräulein füllte die Gläser mit dem, ach! so schnell verflössenen blauen Nebenblute und wir stießen an.

„Auf unsere junge Liebe!“ sprach sie scherzhaft.

„Auf unsere junge Liebe!“ wiederholte ich.

„Auf Eure junge Liebe!“ sumimte der philosophische Gaston, der in Abwesenheit anderer Zecher die undankbare Rolle des Chorus übernommen hatte.

Noch immer tändelten, scherzten, schwatzten, sangen und lachten wir — als plötzlich Gaston's Regulator,

den er zu seinem großen Bedauern nicht versehen konnte, sein Magen nämlich, die schreckliche Dinerstunde anzeigte.

Meine Baarschaft erhob sich noch auf vierundzwanzig Sous, und ich war der Reichste von der Gesellschaft. Vergeblich stöberte Nini in ihren Schubladen und Tischkasten umher, vergeblich drehte Gaston alle Taschen ein und aus, unser Vermögen wollte nicht zunehmen und blieb mit schrecklich unveränderlicher Beharrlichkeit auf neununddreißig Sous Grad Elend!

„Das wäre doch allzu ärgerlich,“ brummte Gaston, „wenn wir heute nicht zusammen bleiben könnten, um so ärgerlicher, als ich morgen Geld bekomme.“

„Ich auch!“

„Ich nicht!“ seufzte Nini.

„Hast Du denn gar keine werthvollen Pretiosen, Nini? Keine Brüsseler Spitzen oder alte Hüte? Die „Tante“ *) nimmt Alles!“

„Kinder!“ rief Nini mit einem Freudenschrei, „Kinder! das hatte ich ja ganz vergessen! ich habe . . .“

„„Was??!“

„Einen grünseidenen Regenschirm, den, ich weiß nicht wer, hier hat stehen lassen.“

Bei diesem Bescheid fiel meine Hoffnung vier Treppen hinunter, aber Gaston's Augen leuchteten feurig auf und er sprach mit theatralischer Geste:

*) Mit diesem vertraulichen Familiennamen bezeichnen die Pariser Studenten das Leihhaus.

„Himmel! wäre das vielleicht der meinige?“

Richtig! als Nini den vergessenen Retter aus einer Ecke staubbedeckt hervorholte, erkannte Gaston in ihm den verlorenen Sohn.

Er spannte ihn auf, musterte ihn mit Kennerblicken und sumimte vor sich hin:

„Das wäre der Teufel, wenn man mir dafür keine einundzwanzig Sous böte, und mehr brauchen wir nicht, denn mit drei Franken können wir an einem 30. April ganz gemüthlich auskommen. Wartet einige Minuten, ich komme gleich wieder, wenigstens mit einundzwanzig Sous, vielleicht mit mehr!“

„Gut Glück!“ riefen wir ihm nach.

3.

Nini beschäftigte sich nun damit, in ihrem kleinen Stübchen die gestörte Ordnung wieder herzustellen.

Und draußen — unter dem bewölkten Aprilhimmel — senkte sich Dame Nacht langsam herab, schaute mit ihren schwarzen Augen verwundert in unser Stübchen und belauschte einen jeden unserer Athemzüge. Seitdem Gaston, das Element unserer Heiterkeit, uns den Rücken gewandt hatte, war meine Laune wie verflogen; eine noch sichtlichere Gemüthsänderung zeigte sich in Nini's ernstern Gesichtszügen — ihren Augen war der Glanz geschwunden, und der Kummer zeichnete auf ihre Stirn seine dunklen unverkennbaren Züge.

Jedesmal, wenn ich sie langsam vorübergleiten sah, war es mir, als erwache in meinem Gewissen ein

längstvergrabener leichtsinniger Jugendstreich und schlüpfte in jene zarte Gestalt. Ich konnte mich einer schwülen Unbehaglichkeit nicht erwehren und mein Herz klopfte ängstlich.

Bergeblich versuchte ich den Ernst aus dem Spiele zu verbannen, immer tauchte die alte Melancholie wieder auf, immer und immer berührte mich der Gedanke — ein so hübsches liebenswürdiges Kind, das von der launischen Mutter Natur geistig und körperlich auf das Herrlichste ausgestattet war, in einer solchen Lage gestroßt und unbesorgt in den lieben Tag hineinleben zu sehen — auf das empfindlichste.

Wir wechselten kein Wort, und ich sah aus Nini's vorsichtigen und bedächtigen Bewegungen, daß sie mir wohl Dank wußte, die feierliche Stille nicht zu stören. Einige Schritte von mir hatte sie sich auf einen Stuhl niedergelassen und ließ wie ein verwundeter Vogel ihr Köpfchen sorgenschwer auf die Brust sinken; dabei faltete sie die Hände, als wolle sie beten, und athmete kaum.

Die Reichenstille, in der ich ihr Herzklopfen zu vernehmen meinte, wurde plötzlich durch einen tiefen schweren Seufzer unterbrochen, der aus ihrem innersten Herzen kam und auch mir bis zum Herzen drang.

Ich stand auf, näherte mich ihr auf den Fußspitzen und nahm ohne ein Wort zu sagen ihre Hand, die sie mir nicht zu entziehen suchte — da lief über ihre Wangen ein Strom heißer und schwerer Thränen, und sie schluchzte in wahrhaftem Schmerz.

„Was fehlt Ihnen, mein armes Fräulein?“ fragte ich mit aufrichtiger Theilnahme.

„Gar nichts!“ lächelte sie unter Thränen; „das Weinen ist nichts als eine dumme Angewohnheit, auf Sonnenschein folgt Regen, und jedesmal, wenn ich einige Stunden recht ausgelassen gewesen bin, muß ich meine Schuld abtragen. . . aber jetzt ist Alles vorbei! . . . Thu mir nur den Gefallen und sprich zu Niemandem von dem, was vorgefallen ist. Die Zeit der sentimentalen Frauenzimmer ist vorüber! . . . und die der Heuchlerinnen beginnt!“ setzte sie langsam hinzu.

„Wieso, Nini?“ fragte ich unüberlegt, denn ich hatte mich nicht darauf gefaßt gemacht, daß die Beantwortung meiner Frage dem armen Mädchen neuen Schmerz bereiten würde.

Ich fühlte ihre guten Thränen auf meiner Hand rollen und stand da, wie ein dummer Schulknabe vor dem gestrengen Herrn Professor. Vergeblich suchte ich nach einem tröstenden Worte. Amerika, die Kalbspastete, der Regenschirm, alle möglichen unsinnigen Bilder spukten mir im Schädel, aber es war mir vollkommen unmöglich, zwei vernünftige Gedanken an einander zu flechten. Und dennoch, trotz meiner Befangenheit, vielleicht gerade deshalb, hatte die merkwürdige Lage, in der ich mich befand, für mich etwas ungemein Reizendes und Verführerisches. Nini, lustig und unbesorgt, hatte mir schon gefallen, traurig und niedergeschlagen entzückte sie mich. — Ein Gemisch von Freundschaft und Mitleid, vielleicht gar von Liebe kochte in mir, und ich würde

mich kaum gewundert haben, wenn es übergesprudelt wäre und meine Augen geseuchtet hätte.

Sie zündete jetzt das Licht an, das auf dem Kamin stand, und konnte es nicht unterlassen, einen koketten Seitenblick auf den darüber hängenden Spiegel zu werfen. Jenes flüchtige Examen hatte sie entweder noch nicht, oder zu sehr befriedigt, denn sie näherte diesem wahrhaftesten der Maler ihr hübsches Mädchensköpfchen und belächelte es wohlgefällig in allen seinen reizenden Details. Die unordentlichen Haare wurden geglättet, das Häubchen zurecht gestutzt, die widerspänstige Falte aus dem Halskragen gebracht; sie besah sich rechts und besah sich links, drehte den Kopf hin und her, wie Jemand, dessen geographische Kenntnisse zwischen Osten und Westen schwanken, und summite:

„Man mag mir sagen, was man will,
Paris hat reizende Kinder —
Unehrliche Sucher giebt es viel,
Doch wenig ehrliche Finder.“

„Wie heißt Du denn eigentlich mit Deinem Vornamen?“ fragte sie mich mit vollkommen veränderter Stimme, welcher ich die Rückkehr des Leichtsinns anhörte.

„Eusebius!“ antwortete ich aufs Gerathewohl.

„Nun, Eusebius, Du kannst Dich rühmen, einem Schauspiel beigewohnt zu haben, das ich noch vor keinem Menschen aufgeführt habe.“

„Auf wann die zweite Vorstellung, Nini?“

„Nie, nie! Du könntest lange warten. Gott behüte mich, mit Dir wieder einmal eine halbe Stunde allein

zu bleiben. Du bist traurig wie ein Begräbniß und ansteckend wie eine Brustentzündung! Ich mag Leute in Deinem Alter, die grübeln anstatt zu lachen, nicht leiden."

„Also habe ich Deine Gunst verscherzt?"

„So halb und halb!"

„Wie kann ich sie wieder gewinnen?"

„Danach fragt man nicht!"

„So erlaube mir zu antworten!"

Mit diesen Worten stand ich auf und gab ihr mir nichts dir nichts einen herzhaften Kuß — sie lachte darüber — ihre Heiterkeit ermuthigte mich zu erneuten, verbesserten und vermehrten Auflagen.

Zwischen dem neunten und zehnten Kusse, die ich halb pflichtschuldig, halb verliebt auf ihre frischen Wangen deponirt und an den Fingern abgezählt hatte, öffnete sich die Thür, Gaston erschien freudestrahlend auf der Schwelle.

„Incommodirt Euch nicht, Kinder!" rief er; „ich verzeihe Euch Euren Hochverrath! Alle Welt soll glücklich sein! denn mein Glück hat keine Grenzen!"

„Was ist vorgefallen?" riefen wir ungeduldig.

„Hast Du eine Erbschaft gemacht?"

„Das große Loos gewonnen?"

„Ein Portemonnaie gefunden?"

„Kinder, beruhigt Euch, sezt Euch! und vernehmt mit offenen Ohren und ehrfurchtsvoller Geberde mein Evangelium! Erstens habe ich meinen Regenschirm für drei Franken und zehn Sous verkauft; da ist das Geld!"

und er warf es triumphirend auf den Tisch, „zweitens giebt unser Nachbar Marcel seinen Hochzeitsball“

„Mit wem?“ unterbrach Nini.

„Mit Fräulein Nisette, Brünette, Rigollette oder Zette, es war so ein Name in „ette“ — zu welchem Ball ich Euch hiemit als bevollmächtigter Gesandter feierlichst einlade! Drittens . . .“

„Ist heute der 30. April,“ wandte ich ein; „wir Drei haben zusammen fünf Franken, d. h. gerade genug, um uns zu langweilen.“

„Abwarten, vorlauter Knabe, undankbarer Glückselohn! Drittens liegt für Dich ein recommandirter Brief im Hôtel, ich habe an dem Poststempel und an der Handschrift die theure Fürsorge der liebenden Heimath erkannt. Da!“ fügte er hinzu, indem er mir seinen Hut, der mir viel zu groß war, bis über die Nase drückte, „nimm meinen Hut auf den Kopf und Deine Beine unter den Arm, und renne was Du kannst.“

„Und der Briefträger?“

„Ich habe ihm ein Trinkgeld versprochen, er wartet.“

4.

Ich verließ ohne Abschied das kleine Stübchen, stolperte die dunklen Treppen hinab, rannte verschiedene friedfertige Spaziergänger um und kam athemlos in meinem Hôtel an, wo ich den wartenden Glücksboten gegen 10 Sous Trinkgeld verabschiedete und den erwarteten Messias einlöste.

Auf meinem Rückwege nach Nini's Hôtel war ich

— ich gestehe es zu Ehren der Wahrheit und meiner Schande getreulich ein — von der klingenden Baarschaft in der Tasche und deren voraussichtlicher Verwendung im Kopfe so gänzlich in Anspruch genommen, daß ich meine beiden harrenden Freunde vor der Hand ganz vergaß und mich nur derjenigen meiner Gläubiger erinnerte, die wohl noch etwas warten könnten.

Jedoch zählte ich den Betrag ihres Guthabens, der sich auf 76 Franken erhob, gewissenhaft ab und steckte diese Summe in die rechte Westentasche.

Glückliches Alter! in dem man nicht bereut, von Quarta ab in die Tiefe der Arithmetik eingebracht zu sein, sei es auch nur, um zu folgendem Resultate zu gelangen! Wenn ich alle Gläubiger befriedigt hätte, sagte ich mir, so blieben mir heute 76 Franken weniger über, als ich jetzt besitze — facit 76 Franken Ueberschuß!

Aber, schloß ich weiter, früher oder später müssen die Leute doch bezahlt werden; da ich nun 76 Franken Ueberschuß habe und in einem späteren Monat 76 Franken weniger auszugeben habe als in dem laufenden, so bin ich augenblicklich um 152 Franken zu reich!

Merkwürdiger Weise wollte die Geschichte nicht stimmen, denn ich besaß in Theorie 2 Franken 50 Cent. in meinem Vermögen mehr als in Praxis. Da dachte ich auch in meinen egoistischen Rechnungen an die arme Nini und an den verrückten Gaston; um meinen Leichtsinn wieder gut zu machen und um sie für ihr langes Warten zu entschädigen, trat ich in den ersten besten Laden ein und kaufte, da der Zufall mich zu einem

Buchbinder geführt hatte, für Nini ein Paket Oblaten und für Gaston ein halbes Duzend Federhalter; ich fand für den Augenblick keine passendere Ueberraschung.

Mit erschwelter Tasche und erleichtertem Gewissen öffnete ich Nini's Stubenthür — und wollte meinen Augen nicht trauen, als ich sie mit Gaston in derselben Stellung antraf, in der mich Gaston mit ihr überrascht hatte — als ich meine Freunde die Gruppe der Canova'schen „Amor und Psyche“ bilden sah.

Ich war dumm genug, mich darüber zu ärgern.

„Na, was guckst Du denn?“ fragte mich Nini, die meinen weit aufgesperrten Augen und hängenden Armen meine Ueberraschung ansah; „ich glaube gar, Du bist eifersüchtig!“

War es Täuschung, war es Wirklichkeit? ich weiß es nicht, aber ich glaubte an ihr eine gewisse Befangenheit zu bemerken, von der ich bisher auf diesem sorglosen Gesichter keine Spur entdeckt hatte.

Sie wand sich gemächlich aus Gaston's Armen, welcher Letzterer gar nicht zu begreifen schien, wie die Eifersucht in einem anständigen jungen Herzen Platz finden kann.

„Ei! Du bist wohl närrisch,“ sprach er, „der — und eifersüchtig? . . . Auf wen? Auf mich? Auf Dich? Auf sich? Leuchtet nicht die Sonne aller Welt?“

„Versteht sich,“ bekräftigte ich, ohne zu wissen, was ich sagte; „Gaston hat Recht, vollkommen Recht! Die Sonne und die Planeten . . . Kinder! Kommt, ich bin

reich, viel reicher, als ich gedacht! Vor Allem wollen wir unsere Gemüther und Mägen stärken.“

„Und dann gehen wir zu Marcel!“

„Abgemacht!“

5.

... Als wir nach dem Mahle uns anschieden, Marcel's junge Braut zu begrüßen, fragte mich Nini mit einem spöttisch-reizenden Lächeln:

„Nun, was hältst Du, keuscher Sohn der blonden Teutonia, unsterblicher Priester des Sauerkrauts und Braunbiers, von diesen Heirathen „im dreizehnten“?“

„Mein liebes Kind,“ antwortete ich, „Du stellst mir da eine närrische Frage, die man, je nach Belieben, leichtsinnig oder etwas ernster beantworten kann.“

Gaston stimmte für Ersteres und ich wollte mich soeben in Lobsprüchen über jene lustigen Verbindungen, die ein Winterschauer zusammenschneit und ein Herbstwind auseinanderfegt, ergehen, als mich Nini vorwurfsvoll anschaute und mein Vorhaben — dahin, wo ich es hergeholt — in den Wind jagte.

„Du hältst mich für allzu kindisch,“ sprach sie und stimmte ihr Flötenstimmen um eine Octave herab.

„Und Du kannst ja Leute, die grübeln, nicht leiden!“

Wir gingen einige Schritte weiter, ohne ein Wort zu wechseln, nur glaubte ich gewahr zu werden, daß mir Nini von Zeit zu Zeit ganz leise, fast unmerklich den Arm drückte und unter ihren langen Wimpern ver-

stohlen und schelmisch die Wirkung dieses Liebes-Tirailleureuers beobachtete.

Ihr Betragen wurde mir je länger desto räthselhafter. Sie schwakte oft in den lieben Tag hinein, wie ein Berauschter, dem die Worte unwillkürlich von der Lippe fallen, und der erst, wenn er gehört, von dem, was er gesagt, Bewußtsein hat; öfter aber schien sie sehr sorgfältig auf ihrer Hut zu sein und den Werth eines jeden Wortes zu erwägen, dann schlug sie gewöhnlich die Augen herab.

Wir hatten in einem Spielwaarenlager eine Trommel gekauft, als einziges Instrument, dessen Harmonie einen jeden Liebhaber reizt und das mit der Virtuosität eines jeden Liebhabers in Harmonie ist.

Schon hatte ich unter tausend flüchtigen und oberflächlichen Fragen und Antworten unsere unschädliche Ehegesetzdebatte ganz vergessen, als Nini abermals darauf zurückkam.

„Du hast mir immer noch nicht gesagt, was Du von den Pariser Studenten-Ehen denkst? . . . Sprich, ganz ernstlich!“

„Die häßlichen, knöchernen Sibyllen,“ antwortete ich, „sowie die jungen hübschen Mädchen gehen in Japan auf Märkten und Plätzen am hellen lichten Tage in paradiesischer Balltoilette spazieren. Sie zeigen sich, wie Mutter Natur sie geschaffen und das Alter sie entwickelt oder entstellt hat, und die Alte trägt ihre abschreckende, häßliche Magerkeit mit demselben kalten Blut, mit derselben Unbefangenheit zur Schau, wie die Junge ihre

verlockende lebenskräftige Fülle. Den Leuten fehlt unser Schamgefühl; aber sie sind deshalb ebenso achtbar und anständig wie unsere pruden Europäerinnen, die sich nächstens die Nase verschleiern werden. So lange Ihr leichtsinnigen Pariser das, was der nachsichtige Deutsche in Euren Verhältnissen merkwürdig, der ernstere unpassend, der strenge grauenhaft findet, nicht selbst herausfühlt, so lange halte ich Euch für eben so unschuldig und eben so rein wie die nackten Japanesinnen, und es wäre meiner Meinung nach lächerlich und albern, Euch mit nutzlosen Moralpredigten zu langweilen, die für Euch gerade so gut passen, wie eine Crinoline für die Asiatin. Denn Ihr habt zwar die verbotene Frucht, aber nicht vom Baume der Erkenntniß, genascht, und ob man Euch deshalb zum moralischen Paradiese hinauswerfen wird, weiß ich nicht. Nur beklagt Euch nicht, wenn man Euch anklagt, und wundert Euch nicht, wenn man sich über Euch wundert!"

6.

Wir waren vor unseres Freundes Thür angelangt, auf die man mit Holzkohle in diabolischen Zeichen folgende „Tanzordnung“ aufgeschrieben hatte:

1. Der Tanz beginnt um 8 Uhr Abends.
2. Hunden, jungen Herren unter 18 Jahren und jungen Damen über 25 Jahren, sowie der Polizei ist der Eintritt streng untersagt.
3. Man wird gebeten, Uhren, Ketten und Pretiosen auf dem Leihhause zu deponiren, da der Wirth seines

persönlichen Charakters, sowie seiner Gesellschaft wegen nur für das mögliche, ja! wahrscheinliche Verschwinden von Werthobjecten Bürgschaft übernehmen kann.

Der Vorstand.

Gaston erfreute uns mit einem furchtbaren Wirbel. Die weiten Pforten sprangen auf und das Triumvirat gemischten Geschlechtes zog unter dem Jubelgeschrei der Masse und eigenem Trommelklang mit umstandsgemäßer Würde in das kleine Glysium ein.

Marcel ist ein beneidenswerther Erdensohn; er besitzt einen „Salon“ und ein „Cabinet“. Allerdings ist ersterer gerade groß genug, um Liebhabern das höchst unschuldige Vergnügen zu gestatten, daß sie die Fenster-scheiben von der Thür aus trüb anhauchen können, und letzteres so beschaffen, daß das Bett, wie das Ei in seine Schale, hineinpaßt, aber was schadet das? Raum ist in der kleinsten Hütte, wenn man über keine große verfügen kann.

Wie wir fünfzehn Hochzeitsgäste es angefangen haben, uns in diesem „Salon“ ohne gegenseitige Erstickungen und Erdrückungen zu bewegen, wie es unseren dreißig tanzlustigen Füßen gelungen ist, ihr Rüstchen zu befriedigen, weiß ich heute noch nicht.

Und, Du lieber Augustin! Was war das für ein Tanzen!

Ich hatte schon auf dem Prado und in der großen Oper mit dem „Cancan“, diesem excentrischen Pariser Kinde, Bekanntschaft gemacht; aber jener Tanz — so unsinnig und ausgelassen er auch war — gleich dem

unserigen wie der sogenannte „zahme Engländer“ dem vierschrötigen Midshipman, wie die Wachsfigur einer hübschen Dirne, wie die Thranlampe der lieben Sonne.

In meinem Leben habe ich nicht so gelacht!

Ohne vom Weine beseligt, ohne selbst von dem Zauberflusse, der aus den berausenden Tönen eines verlockenden Tanzes quillt, hingerissen zu sein, sich so zu geberden, solche Herkulestouren zu vollführen — das hatte ich nie gesehen, nie geglaubt, nie geahnt.

Hier flogen buchstäblich die Füße über die Köpfe; im Bockspringen und Radschlagen übersprang, überschlug, übertraf immer Einer den Andern; die Beine trillerten; die Arme drehten sich wie Windmühlenflügel in unglaublicher Schnelligkeit um ihre Achse — die Achsel, und es sah aus, als hätten die Glieder beim Körper um Erlaubniß nachgesucht, sich einige Stunden auf eigene Kosten amüsiren zu dürfen, als wären die Tänzer ungeheuer große Hampelmänner, deren Schnürchen der Blöbsinn zog.

Ich füllte die mir durch das Loos zugefallene Rolle des Orchesters so gewissenhaft wie möglich aus, schlug unbarmherzig auf das gegerbte Eselsfell, schrie mich heiser nach Herzenslust und stampfte mit Händen und Füßen; trotzdem war es mir nicht möglich, meine Stimme aus dem allgemeinen Gaudium heraus zu erkennen; denn die Tänzer selbst schriegen, als ob sie am Spieße stäken, tobten, tosten und jauchzten wie von der Tarantel Gestochene.

Als ich diese junge verrückte Welt um mich herum=

springen, ihren Schweiß von der Stirne rieseln und ihre Augen Blitze schießen sah, als ich mich selbst, unbewußt vom Herentränke betäubt, getrost und freudig mit ihnen in ihre wahnsinnigen Reihen locken ließ — da sagte ich mir: die Jugend, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mag, ist etwas so Heiliges, Schönes und Großes, daß sie einem jeden von ihrem Wunderstabe berührten Wesen den unverkennbaren Stempel ihrer Schönheit, Größe und Heiligkeit aufdrückt.

Trotz unserer übertriebenen, übernatürlichen Ausgelassenheit fühlte ich mich glücklich, aufrichtig glücklich; das Herz hüpfte mir im Leibe vor lauter Wonne, das Blut schoß lustig durch meine Adern und die lachenden Bilder, die mich in diesem Fieber begleiteten, schienen mir zuzurufen: Nur vorwärts, junger Mann!!

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Ich warf meine Trommel bei Seite, stürzte wie ein Tiger auf meinen tanzenden Nachbar ein, riß ihm seine Tänzerin aus den Armen und jubelte und schrie in unbändiger Lust! Ich, der tölpelhafte, schwerfällige Germane hatte in jenem Momente mehr Leichtsinn, mehr Gewandtheit zu verkaufen, als deren zur Ausstattung von hundert heirathsfähigen Pariserinnen erforderlich ist — und, man glaube nicht, daß ich mir deshalb Vorwürfe machte, oder mich gar dessen schämte. Gott bewahre! Ich mußte meinem Muthwillen von ganzer Seele Dank, daß er mir die Schlafmütze von dem Kopf gestoßen und die Schellenkappe aufgestülpt hatte, denn wie

gesagt, ich war so unbeschreiblich glücklich und zufrieden, daß ich mit Faust ausrief: „Nur kein Ende!“

Und wer vergönnt uns solche Empfindungen?

Sicherlich nicht die Schlechtigkeit, die den Gewissensbiß, wie der Gefangene seine Kette, hinter sich herschleift; sicherlich nicht die Verderbtheit, die, wie sie die innere rügende Stimme erstickt, auch für die belohnende kein offen Ohr mehr hat; sicherlich nicht die Dummheit, der geborene Erzfeind einer jeden Empfindung! Aus der heiligen Quelle der frischen ausgelassenen Jugend sprudelte jene wohlthätige Fluth, die gleichzeitig unsere Sinne erwärmte und unsere Herzenswunden stillte!

7.

Nicht wahr? Ihr nehmt es mir nicht übel, daß ich so mit dem gallischen Hahne krächte. Ihr alten Herren, die Ihr selbst einstens — in Euren schönen jungen Jahren — beim braunen Gerstenjaft Eurer Jugend einen freien Lauf gelassen, so manchen Schoppen geleert und so manche lustige Nacht verschwelgt habt?

Sei es aber am häuslichen Herde, oder in den Armen eines lebensfrischen Kindes; sei es im Kreise wackerer Becher oder gar im „Kampfe für das Vaterland“, sei es selbst im unsinnigen Cancan in Paris, überall wo die Jugend, die ich meine, ihren Tummelplatz erwählt und unsere Schritte leitet, wo wir von ihr durchdrungen, von ihr bevollmächtigt, in ihrem Namen überlegt, vorsichtig, enthusiastisch, wahnsinnig handeln, sind wir allesammt Unterthanen Einer allgütigen

Macht, unter der das Kleine und Gemeine nicht gedeiht; und wenn wir pflichtgetreue Vasallen ihrem lustig flatternden Banner und berauschten Rufe blindlings folgen, so thun wir eben unsere Pflicht und können und dürfen es nie bereuen!!

Ihr aber, weise Herren Philister, die Ihr unter der Löwenhaut der Moralität den Esel der Beschränktheit, dessen lange dumme Ohren doch am Ende noch hervorsehen, verbergen wollt, belächelt nur mitleidig die unerfahrene Jugend — ohne Tugend! rügt und schimpft, und zwick und plagt sie! schüttelt Euer erfahreneres Haupt — vielleicht, um wie Jupiter Olymp und Erde beben zu machen! Ich sag's Euch ganz im Vertrauen: Eure Perrücke erschreckt keine Fliege!

8.

So sprach ich mit mir selbst, indem ich meine Tänzerin leidenschaftlich an meine Brust drückte und meine Phantasie in unbekanntem Sphären ihr närrisches Spiel treiben ließ.

Wie erstaunte ich, als ich ganz am Ende des Galopp's durch ein wohlbekanntes Stimmchen der Wirklichkeit wieder gegeben wurde und in meiner leichten Tänzerin die kleine Nini erkannte.

„Sapperlot!“ scherzte sie, „wenn Du Dich gehen läßt . . . puff! . . . wenn Dir die Hitze den Schnee vom Herzen schmilzt . . . puff! puff! . . . Du bist gar nicht wieder zu erkennen!“

„Ach Nini!“ rief ich selig aus, indem ich ihre beiden Hände in die meinen faßte, „was bin ich glücklich, was bin ich froh! Hast Du jemals in Deinem Leben Dich so meilenweit über unsere kleine Erde erheben können, daß der Menschen Stöhnen und Klagen wie verwirrtes Gemurmel vor Dir verhallte und nur der erhebende Klang der frommen Glocken im innersten Herzen sein Echo fand? Hat Dir jemals die Hitze des Tanzes, des Weines, der Freude das Blut sieden gemacht und ist der Dampf zum Schornstein hinaus in die weite Welt gestiegen? Hast Du, armes Kind, jemals all Dein Herzleid, all Deinen Kummer so gänzlich vergessen können, daß mit ihrem Verschwinden auch das Bewußtsein Deiner Menschlichkeit im blauen Aether der Seligkeit sich verlor? Dann schaue mich an und küsse mich! Dann weißt Du, was ich empfunden, denn ich verlasse das Heiligthum der blinden Göttin!“

„Das nehme mir aber kein Mensch übel!“ erwiderte Nini ganz besorgt und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, „schämen solltest Du Dich, Du großer Schlingel, in Deinem Alter so wenig vertragen zu können. Underthalb Flaschen vom friedlichen „kleinen blauen“ . . .! . . .!“

„Was!“ rief ich erstaunt, „Du hältst mich für . . .“

„Für sehr lustig und sehr amüßant. Ich möchte Dich einmal sehen, wenn Du Champagner getrunken hast, da mußt Du vollends aus dem Häuschen sein!“

„Aber Nini!“

„Sei offen mit mir, mein lieber Junge, ich mein’

es gut mit Dir," fuhr sie sehr ernsthaft fort, denn sie hielt mich für den vollkommenen Antipoden der Nüchternheit, „soll ich Gaston bitten, Dich nach Haus zu begleiten? Du brauchst keine Angst zu haben: Deine Eitelkeit soll nicht darunter leiden, ich will es ihm ganz delicat beibringen und kein Mensch soll davon etwas merken. Nur mach' keinen Skandal! Thu's mir zu Lieb! Die ungeschliffenen Bengel würden Dich auslachen, und das will ich nicht... Deinetwegen!... und auch meinetwegen, denn ich habe Dich recht lieb."

„Ich danke Dir vielmals, Mini, ich finde schon den Weg nach Haus."

„Wirklich?"

„Wirklich, ich danke Dir sehr!"

„Nun denn, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

Und sie verließ mich.

Ich stand da wie verblüfft, wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind, wußte nicht, ob ich lachen oder weinen, meine glückliche oder ihre einfältige Täuschung beklagen oder beneiden sollte, und suchte, während von Neuem die Paare wieder zu einem Cancan antraten, in der dunkelsten Ecke des kleinen Zimmers ein verborgenes Plätzchen und sprach: „Ihr weisen, Ihr lieben, Ihr guten, Ihr vernünftigen Herren Philister und Spießbürger! Ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung wegen all' des Unsinn's, den ich soeben geschwaßt habe. Ich bitte Euch demüthigst, die eben so unschicklichen als geschmacklosen Witzeleien, die ich mir über

Eure lieben Perrücken erlaubt habe, gütigst vergessen zu wollen, denn meine Reue ist aufrichtig! Hier, im Angesicht meiner soeben begangenen Dummheiten, verspreche ich, die unangenehmste der Promenaden zu machen und in mich zu gehen, wie Ihr die Perrücke der Bedächtigkeit aufzusetzen, selbige zu ehren und zu vertheidigen, für jetzt und alle Zeiten, auf daß ich alt und fett und kahl werde. Amen!"

IV.

Auf dem Wege über die Seine.

1.

Seit jenem Abend, an dem ich mit Gaston und Nini Marcel's Hochzeit beigewohnt hatte, waren bereits mehrere Wochen vergangen. Es war Anfangs Juni 1850. Gaston und ich waren in eine Arbeitswuth verfallen, die anfang uns ernstlich zu beunruhigen.

Der alte Codex ward wieder vorgenommen, ich durchstöberte Saint Simon, und das Padre, die Closerie des Lilas mit ihnen Nini's waren halbvergessene Traum-bilder. Wir gaben uns nicht mehr Rendezvous im „Café de la pipe cassée“, sondern in der Bibliothèque Geneviève, kurz und gut, wir waren uns unkenntlich und unseren Bekannten unsichtbar geworden. Diese Metamorphose gab im „Quartier“ Anlaß zu den sonderbarsten Gerüchten.

Der Eine behauptete, wir hätten die Absicht, eine verbesserte Ausgabe des „Koran“ herauszugeben, ein Anderer fügte gar hinzu, wir speculirten damit auf den vacanten Lehrstuhl in der Academie française. Ein

Dritter wußte aus sicherer Quelle, daß wir einem geheimen Bunde angehörten, der sich kein geringeres Ziel gesetzt hatte, als die Welt von Jesuiten und Ratten zu reinigen.

An all' diesem Geschwätz war natürlich kein wahres Wort. So wie Hypochonder Tage haben, an denen sie die ausgelassensten Streiche begehen, so hatten wir mitten in unserm zwecklosen Bummelleben durch sermonische Briefe vom Herrn Papa und demnächst eingetretene Gewissensbisse, vor Allem aber in Folge finanzieller Schwierigkeiten einen momentanen Rückfall in den Arbeitseifer erlebt.

Und da uns zufälligerweise nichts besonders Anziehendes von unserer Arbeit abzog, da sich der amerikanische Onkel noch immer nicht dazu entschlossen hatte, uns zum fabelhaften Universalerben seiner fabelhaften Millionen einzusetzen, hatte jene Krisis außergewöhnlich lange angehalten. Das war des geheimnißvollen Pudels simpler Kern.

So saßen wir eines Abends, in unseren Studien vertieft, auf meinem kleinen Zimmer, welches eher von zwei schweigsamen Trappisten als von zwei jungen Bur-schen — wie wir es, Gottlob! waren — bewohnt zu sein schien. Es war mäuschenstill, man hätte eine Fliege sich räuspern hören können. Das einzige, nicht klosterhafte Geräusch kam vom einförmig regelmäßigen Ziehen und Paffen aus unseren schwarzgerauchten Thonpfeifen, und von den den Qualm begleitenden Seufzern, die wir von Zeit zu Zeit gen Himmel sandten.

„Höre 'mal, Freund,“ nahm Gaston das Wort, „ich bewundere und achte uns. Die Rosen unserer Wangen verblühen und verwelken (wenn Gaston poetisch wurde, führte er gewöhnlich einen schlechten Streich im Schilde); weder die verlockenden Töne hinreißender Melodien, noch das freundliche Getrippe niedlicher Frauenschühchen, die von Früh bis spät Abends Treppe auf und ab springen, vermögen uns von unseren andächtigen Studien zu entfernen. Freund! Freund! Im Interesse unserer Gesundheit sowohl (denn in corpore sano mens sana!) — als in unserem eigenen, schlage ich vor . . .“

„Einen Grog zu trinken!“ ergänzte ich.

„Errathen!“

Offen gestanden, hatte mir Gaston aus der Seele gesprochen. Auch ich verspürte große Lust, ein heiteres Intermezzo in unsere ernstesten Studien einzuschalten und die „verwelkten Rosen meiner Wangen“ mit einem wohlthätigen Liquidum zu begießen.

Wir sprangen hurtig vom Platze auf und wollten gerade nach unseren Hüten greifen, als eine kräftige Männerfaust an die Stubenthür pochte.

2.

Gaston und ich wechselten pfeilschnell einen Blick, der gleichzeitig die großartigste Empörung über den Störenfried insbesondere und eine erhabene Verachtung des ganzen Menschengeschlechtes im Allgemeinen aus-

drückte. „Der kommt uns jaft gelegen!“ Das war der einzige Gedanke, der ſich in unſerem Gehirn Platz gemacht und unſerem Blicke jenen maleriſchen Ausdruck verliehen hatte. Trotzdem rief ich mit möglichſter Faſſung: „Herein!“

Ein mir vollkommen fremder Herr machte von meiner Erlaubniß Gebrauch, ſah mich groß an und blieb etwas überrascht auf der Schwelle ſtehen.

Aber ſeine Befangenheit währte nur einen Augenblick, Gaſton hatte ihn, er hatte Gaſton erkannt; ſie ſprangen in freudiger Haſt einander entgegen, umarmten ſich auf das Herzlichſte, ſchüttelten ſich gegenseitig die Hände und wechselten dabei einen Schwarm unarticulirter Laute, unverständlicher, halb abgeriſſener Sätze: „Wie freue ich mich“ — „alte Seele“ — „wohl und munter“ u. ſ. w.

Der junge Frembling war ungefähr in unſerm Alter. Er war eher groß als klein, viel eher hüſch als häßlich, trug einen Schnurrbart, lockiges Haar, ungeſcheitelt, und machte auf mich ſeiner dunkeln Gefächtsfarbe, ſeiner faſt ſchwarzen Augen und beſonders ſeiner lebhaften, unruhigen Bewegungen halber den Eindruck eines Südfranzoſen.

„Komm doch näher!“ rief mir Gaſton zu, denn ich hatte mich in eine Ecke gedrückt, um den erſten Sturm vorübergehen zu laſſen.

„Das iſt ja Jules Tourtois, der alte, gute Jules!“ Wir begrüßten uns.

„Wie wäre es übrigens,“ fuhr Gaſton fort, „wenn

wir einen Grog brauten? Du hast doch hoffentlich bei Deinen poetischen Studien das Trinken nicht verlernt?"

„Noch nicht,“ antwortete Jules und zog aus seiner Rocktasche eine Flasche hervor. „Ich wußte, daß ich Dich, wie Abraham's Knechten, in einer Wüste schmachtend finden würde, denn Durst hast Du immer und Quellen nie, deshalb habe ich sie gleich selbst mitgebracht.“

Beschämung, Bewunderung und Dankbarkeit erfüllte unser Herz.

„Mührende Fürsorge!“ rief Gaston.

„Verfügen Sie über mein Leben!“ sprach ich.

„Brauen wir einen Grog!“ schloß Jules.

3.

Pfeifen und Gläser waren schon mehrfach gefüllt und geleert. Wir hatten seit ungefähr einer halben Stunde in wunderlicher Reihenfolge und merkwürdigem Zusammenhange das Gespräch über Jugenderinnerungen, Gegenwartsbetrachtungen und Zukunftspläne, Literatur, Jagd und Studentenstreiche laufen lassen, und nach häufigem Gelächter und spärlichen Zähren war seit einer Minute Stillschweigen eingetreten. — Kennt ihr jenen behäbigen Augenblick der allseitig erwünschten Stille nach langem Plaudern, in welcher der Geist sich sozusagen von den Strapazen ausruht und für den Weitermarsch Kräfte sammelt?

Ein jeder von uns lachte still vor sich hin und Niemand schien Lust zu haben, das Gespräch wieder

aufzunehmen, weil er die Ueberzeugung hatte, weder sich noch seinen Freunden einen Gefallen damit zu erweisen.

„Du hast mir ja noch keine Silbe von Mini gesagt,“ sagte Jules, der sich entschlossen hatte, der Pause ein Ende zu machen. „Mir war es peinlich, Dich nach dem armen Kinde zu fragen, aber Du weißt ja, wie sehr . . . wie sehr ich mich . . .“

Er wurde verlegen und es gelang ihm schlecht, seine Befangenheit unter einem erzwungenen Lächeln verbergen zu wollen.

„Also wirklich?“ fragte Gaston mit einem Ernste, der mich in Erstaunen setzte: „also wirklich, Du hast die kleine Mini noch nicht vergessen?“

„Nein! leider!“ gestand Jules mit traurigem Kopfschütteln.

„Armer Jules!“

„Es geht ihr doch nicht schlecht?“ setzte er schnell hinzu, „sie arbeitet doch hoffentlich?“

„Sie ist wohl und munter, arbeitet, wenn sie nichts Gescheidteres zu thun hat, ist heiter und guter Dinge, wenn sie nicht zu arbeiten braucht, und wird alle Tage hübscher.“

„So?! . . . und der Leichtsinn?“ fragte Jules weiter, „hat er Fortschritte gemacht?“

„Mein lieber Jules,“ antwortete Gaston, „der Leichtsinn wächst wie das Unkraut, sehr schnell, wenn man ihn nicht ganz und gar ausrottet. Er ist jetzt in der kleinen Mini bereits so gedeihlich aufgesprossen, daß sie unter seinen schattigen Zweigen vor dem Sonnen-

stiche des Gewissens gänzlich gesichert und selbst von den Moralpredigten des jungen Germanen (er deutete auf mich) verschont wird, und das will etwas sagen, denn der hat mich beinahe bekehrt.“

„Sie kennen Nini?“ fragte mich der junge Mann.

„Oberflächlich, ich habe sie erst zwei oder dreimal gesehen.“

„Dann kennen Sie sie gerade so genau wie ich, der ich drei lange Jahre tagtäglich vierundzwanzig Stunden mit ihr zusammen zugebracht habe. Ich weiß nicht, weshalb wir unsern dummen Kopf darauf setzen, die Weiber analysiren zu wollen; sie geben dem armen Mannesverstände in einer Minute mit einer Grille mehr Räthsel auf, als Salomon in einem Jahrhundert zu lösen im Stande gewesen wäre. Nini ist und bleibt für mich die Quintessenz der räthselhaften Erbtöchter. Jetzt ist sie gut, gefällig, liebenswürdig und einfach wie wenige junge Mädchen; zehn Secunden später vertauscht sie die Taubeneigenschaften mit einer wirklich fähenhaften Grausamkeit — ohne Ursache, ohne die geringste Veranlassung! Anfangs war ich einfach genug, die gefühllose Gleichgültigkeit, mit welcher sie zuweilen meine herzlichste Hingabe beantwortete, für eine unangenehme Abart der Dummheit zu halten; ich konnte mir nicht denken, daß dieselbe Nini, welche gestern für die geringste ihr erwiesene Gefälligkeit Dankesthränen vergoß, heute ein wirkliches Opfer, das ich ihr brachte, mit gleichgültiger Unempfindlichkeit entgegennehmen könne, wenn sie bei Sinnen wäre und den Werth des Opfers

zu schätzen vermöchte — anfangs glaubte ich, ihr fehle ein gewisses Etwas; jetzt weiß ich, sie hat etwas zu viel! Ihr Mangel an Verständniß ist der Ueberfluß des Leichtsinns, und zwar eines sehr gefährlichen Leichtsinns. Gebe Gott, daß sie selbst nie unter den traurigen Folgen desselben zu leiden habe; daß Andere darunter leiden werden, ist wahrscheinlich, und das reicht aus . . . ich spreche aus Erfahrung . . .“

„Wie ein alter Philister!“ erwiderte Gaston, „Nimm mir meine Offenheit nicht übel, Du bist mit Deiner Erfahrung rein verrückt geworden! Nun bitte ich einen Menschen mir zu erklären, was Dich zum Misanthropen macht! Daß Dich Mini früher oder später verlassen würde, darauf mußt Du Dich täglich gefaßt machen. Daß sie nicht in Dich ihr „Ein und ihr Alles“ verlegt hatte, war offenbar. Man darf nicht ungerecht sein und vom Spazier verlangen, daß er hübschere Lieder singt, als Frau Nachtigall. Mini ist ein kleiner netter Sperling, der sich ein anderes Nest gesucht hat und damit basta!“

„Mein Bester, wir können darüber nicht disputieren, Du sprichst, wie Du es verstehst, und ich spreche, wie ich es empfinde. Nenne mich Philister und Spießbürger so viel Du willst; es beleidigt mich nicht im Geringssten, ich versichere Dich . . .“

„Ah so, der weise Herr versetzt sich auf einen Standpunkt, dessen Erhabenheit von unsern vulgären Seelen nicht ermessen werden kann, und von dieser Bergeshöhe herab blickt er verächtlich auf das kleine

Gewürm, das thöricht genug ist, sich noch amüsiren zu können."

„Nein, darum beneidet Euch der weise Herr! Glaubst Du, daß er sich über seine Weisheit nicht ärgert? Wenn mir nicht der Himmel hin und wieder einen Augenblick frischer, sorgloser Ausgelassenheit bewilligte, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit eine enthusiastische Empörung über den verständigen Pops, den ich wie mein seliger Großvater jeden Morgen mit dem Nocke anlege, im Herzen spürte, wenn ich mich mit einem Worte nicht manchmal daran erinnerte, daß ich der Wiege näher stehe als dem Grabe, wahrhaftig, ich hätte mich schon sammt meiner Erfahrung und weisen Bedachtsamkeit in die Luft gesprengt!"

„Weshalb besserst Du Dich nicht?" fragte Gaston.

„Weil ich unheilbar bin," antwortete Jules sehr langsam.

„Hast Du eine unglückliche Liebe im Kopfe?"

„Eine verunglückte im Herzen!"

„Was? Mini?"

„Mini!"

„Du scherzest, vermuthe ich."

„Ich spiele nicht mit dem Feuer."

„Dann hast Du, weiß der Himmel, den Verstand verloren! Wie kommst Du dazu, einem solchen dummen Dinge die Ehre anzuthun? Mini verschenkt dasselbe Getränk, welches sie berauscht: Kurzweile. Wenn Du es ihr nicht mehr verschaffen kannst, so sucht sie es eben anderswo zu finden, und deshalb grämst Du Dich?"

Von einer wahren und aufrichtigen Liebe kann natürlich in unsern Verhältnissen nicht die Rede sein. Welche Grifette wäre wahnsinnig genug, eine solche von uns zu verlangen; inwiefern sind wir berechtigt, eine solche bei ihnen zu suchen? Man wirft die Perlen nicht vor gewisse Thiere, aber man soll auch nicht im Stalle darnach suchen!"

„Das Alles mag wahr sein!“ erwiderte ich. „Wenn aber nun das Unglück will, daß sich ein junger Mensch von den Reizen eines jungen Mädchens so bethören läßt, daß er gern vergessen kann und will, in welcher Lage er sie gefunden, wenn er ihr durch Opfer aller Art beweist, daß er sie wirklich lieb hat, wenn er sie durch eine gewisse Achtung, die er ihr bezeugt, über das Niveau ihrer Genossinnen erhebt und sie nie durch eine jener Unarten, welche in diesen Verhältnissen so selten fehlen, willkürlich oder unwillkürlich verletzt — darf er da nicht unter solchen Umständen auf eine gewisse Gegenliebe — oder Gegengefälligkeit — ihrerseits hoffen, die, wäre sie selbst nur ein dürftiges Kind natürlicher Dankbarkeit, ihr Vorhandensein schon genugsam rechtfertigte?“

„Ich sehe wohl,“ sprach Gaston, „Du kennst die Pariserinnen noch nicht! Du hast vielleicht auch noch die antediluvianische Idee, daß die Männer um ihrer selbst willen geliebt werden. Glaub' mir, die einzige Person, mit welcher sich die Frau, wenn sie sich verlieben will, beräth, ist sie selbst. Du magst Apollo's Formen, Engelsgüte, Voltaire's Geist und des Crösus Schätze besitzen — das Alles ist schön und gut, bietet Dir aber nicht die

geringste Garantie, von Deiner Maitresse geliebt zu werden. Sie täuscht Dich vielleicht einem buckligen Apotheker zu Liebe, der einen Sparren zu viel hat und nach Salmiak riecht. Ja, Grisetten lieben uns manchmal aus Dankbarkeit, wie Du sagst. Wenn sich aber die Dankbarkeit, die hier zu Lande Meilenstiefel trägt, aus dem Staube macht, so ist es auch um ihre Liebe geschehen. Andere lieben uns aus Interesse: in diesem Falle sind sie Geschäftsleute und man darf es ihnen nicht übel nehmen, daß sie, wenn sie einen Associé mit größerem Kapital finden, ihre Firma wechseln. Andere lieben uns — gelegentlich; weil es anfang zu regnen und wir ihnen unsern Schirm und unser Herz angetragen hatten; sie schnüren ihr Mäntel und gehen heim, gleichfalls gelegentlich, wenn die Sonne wieder anfängt zu scheinen. Wieder andere lieben uns und wissen selbst nicht weshalb, und verlassen uns ebenso. — Aber fast alle bleiben bei uns aus Gewohnheit. Gerade diese Gewohnheit, welche uns eine Zeit lang für den ruhigen Besiß unseres Kleinods die größte Sicherheit bietet, wird nach Verlauf dieser gewissen Zeit unser gefährlichster Feind. Die Einförmigkeit erzeugt die Langeweile, die alte Constitution gefällt nicht mehr, man begehrt nach einer neuen Verfassung. Eine Revolution bricht aus. Die weibliche Willkür wird durch mannhafte Logik geschlagen, sie ergreift die Flucht und findet bald bei einem andern Bundesgenossen das, was ihr der alte Freund nicht geben kann.“

4.

Das Rauschen eines seidnen Kleides auf dem Gange unterbrach unsere Unterhaltung. Jemand schien im Dunkeln nach dem Stubenschlüssel zu suchen, den ich vorher weißlich abgezogen hatte.

„Was!“ lispelte Gaston, „ein Frauenbesuch um 10 Uhr Abends? Junges Deutschland, Du verdirbst Dich!“

„Holla! macht doch auf!“ hörten wir ein wohlbekanntes Stimmchen rufen, „man sieht ja kaum die Hand vor den Augen, so dunkel ist es hier!“

Wie behert sprangen wir alle Drei in demselben Momente auf und riefen, ein jeder mit einer verschiedenen Betonung: „Nini!“

„Um Gotteswillen verstecken Sie mich,“ bat mich Jules, der leichenblaß geworden war, „es wäre mir äußerst unangenehm, mit ihr hier zusammen zu kommen.“

„Mach doch auf!“ rief Nini von draußen.

„Augenblicklich!“ versetzte ich, indem ich Jules in den Kofen schob und die Vorhänge schloß.

„Der Bestohlene versteckt sich vor seinem Diebe,“ bemerkte Gaston achselzuckend und öffnete die Thür.

Nini, von einer verschleierten Dame begleitet, kam herein und reichte uns freundlich die Hand. Wir zögerten fast, sie ihr zu geben, denn sie war, seitdem wir sie aus den Augen verloren hatten, ganz unkenntlich geworden. Ein hellblaues Atlaskleid mit hauschigen Falten hatte das braune Kattunkleid, ein weißer geschmackvoller Hut das kleine Häubchen verdrängt. Zierliche Hand-

schuhe bedeckten die Hände, eine Sommermantille die runden Schultern, ihre blonden Haare waren mit größerer Sorgfalt von kunstverständiger Hand arrangirt und fielen in langen Locken, sogenannten „Pfropfenziehern“ à l'anglaise, bis auf die Schultern herab. Mit ihrem Eintritt verbreitete sich ein balsamischer Wohlgeruch; es war als sei eine Flasche Eau de Cologne ausgelaufen. Solche Pracht in meinem schwarzgerauchten kleinen, mehr als bescheidenen Stübchen kam mir vor, wie ein kostbarer Diamant in einer schmutzigen Pappschachtel.

Die verschleierte Dame stand wie eine Schildwache hinter ihr; sie war gleichfalls „theuer“ gekleidet. Ob sie aber hübsch oder häßlich, jung oder alt war, konnte ich noch nicht sehen; ihre Vermummung ließ letzteres befürchten.

Wir hatten nach den gewöhnlichen Begrüßungen den Damen Stühle angeboten, und alle Welt hatte Platz genommen. Die Unbekannte ward uns von Nini als „meine neue Wirthin“ vorgestellt.

„So ist es denn wirklich wahr?“ rief Nini, die auf unser Staunen gar nicht Acht zu geben schien, „muß man sich bequemen, die Herren in ihrer Wohnung aufzusuchen, um den Genuß ihres Anblicks zu haben?“

„Freilich, Nini!“

„Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie sehr ich mich darüber freue; Ihr habt auch endlich eingesehen, daß das dumme Leben im „Quartier“ zu nichts führt!“

„Wirßt Du uns ungetreu?“ fragte ich.

„Ich verreise, mit Madame . . .“

„Wäre es indiscret zu fragen, wohin?“

„Ich komme bald wieder!“ antwortete Nini mit pfißigem Schmunzeln. „Vor der Hand nehme ich von Euch Abschied auf drei oder vier Wochen . . . ihr sagt kein Wort? . . . weshalb seid ihr denn so verlegen? . . . störe ich Euch?“

„Im Gegentheil, Nini, im Gegentheil,“ versicherte ich. „Wir sind nicht verlegen, sondern nur erstaunt. Deine plötzliche Abreise . . . Deine prächtige Toilette (die Unbekannte rückte auf dem Stuhle hin und her), Alles das setzt uns sehr in Erstaunen und schüchtert uns vielleicht auch etwas ein! Darf man Sie noch „Du“ nennen?“

„Er, wenn Du willst!“ erwiderte Nini.

„Du hast ein gutes Gedächtniß, Nini, die Etiquette ist verändert, aber der Inhalt bleibt derselbe!“

„Der Schmetterling hat sich verpuppt,“ bemerkte Gaston.

„Ihr seid närrisch, Kinder! wenn ihr glaubt, daß ich anders geworden bin, weil ich ein paar Ellen Lumpen mehr zu meinem Reifrocke brauche als früher, und undankbar obenein. Ihr würdet mir die Hand küssen, wenn Ihr wüßtet, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen gehabt, um dies freie Viertelstündchen zu erobern.“

„Ist er eifersüchtig?“

„Das geht Dich nichts an.“

Die verschleierte Dame, die bis jetzt noch kein Wort gesprochen und nur hie und da Zeichen einer lebhaften

Ungeduld und Mißbilligung gegeben hatte, schlug den Schleier ein wenig zurück, versteckte aber den entschleierten Gesichtstheil mit der linken Hand, um ihn vor indiscreten Blicken zu bewahren, nahm mit der rechten Hand ein volles Glas Grog, das gerade vor ihr stand, sprach mit rauher heiserer Stimme: „mit Ihrer Erlaubniß, meine Herren!“ und leerte es bis auf die Nagelprobe. Sie stellte es ruhig wieder hin, ließ den Schleier fallen und verfiel von neuem in ihr gewöhnliches Schweigen, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Es ist sehr nett von Dir, liebe Mini,“ sagte Gaston, offenbar nur, um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen, „daß Du uns vor Deiner Abreise in die weite, weite Welt noch einen Besuch gemacht hast.“

„Bist Du vielleicht ungezogen genug, Dich darüber zu wundern?“

„Gott behüte, ich weiß, daß Du Deine alten Freunde in gutem Andenken behältst!“

„Nun wird er gar ironisch!“

„Wieso ironisch?“

„Du hältst mich für sehr einfältig, Gaston!“ sprach Mini ärgerlich; „ich weiß sehr wohl, wen Du mit meinem „alten Freunde“ meinst.“

„Das ist leicht zu errathen; unter „Freunde“ verstehe ich alle, die Dich gern haben, und unter „alt“ diejenigen, die nicht neu sind.“

„Ich wette, daß Du an jemand ganz speciell denkst?“

„An wen?“ fragte Gaston.

„Du denkst an Jules Courtois, leugne es nicht, ich weiß es!“

Als Nini den Namen Jules aussprach, sahen wir Beide unwillkürlich und blitzschnell nach dem Ofen hin. Der Vorhang zitterte etwas.

„Sind wir allein?“ fragte die Wirthin, die unsere Blicke überrascht hatte.

„Ganz allein,“ versicherte ich. „Wie kommst Du denn plötzlich auf Jules zu sprechen?“ fügte ich, so gleichgültig es mir möglich war, hinzu, „ich habe Dich noch nie diesen Namen nennen hören.“

„Ich hab's dem Gaston angesehen. Wenn er mich nicht ärgern kann, fühlt er sich nicht wohl!“

„Nini, Du hast Deine Nerven heute Abend,“ brummte Gaston, „mit Dir ist nichts anzufangen. Deine Reisepläne stecken Dir im Kopfe . . . gieb mir die Hand und sei ein vernünftiges Kind, wir sehen uns vielleicht sobald nicht wieder!“

„Sprich nur nicht vom Wiedersehen!“ sprach Nini und musterte uns beide mit langen und durchdringenden Blicken. Auf ihrem Gesichte schwebte der Ausdruck eines so einfachen und aufrichtigen Bedauerns, dem alten „Quartier“ und seinen Bewohnern das Valet zu geben, daß mir ganz weich um's Herz wurde. Gaston hatte ihre rechte Hand ergriffen, sie bot mir die linke und wir ließen so freundschaftlich vereint unsere Gedanken die heitern Stunden durchlaufen, die wir zusammen verlebt hatten und deren vergangene Heiterkeit uns gegenwärtig ganz wehmüthig stimmte.

Die „Wirthin“ benutzte diesen Augenblick dazu, das letzte gefüllte Glas Grog ebenso vorsichtig wie das erste Mal mit einem Schlucke zu leeren, behaglich zu keuzen und auf die fast leere Rumflasche unruhige Blicke zu werfen.

„Sag' offen, Ninichen,“ nahm ich wieder das Wort, „was willst Du eigentlich anfangen?“

„Weshalb fragst Du mich darnach? Du weißt ja doch, daß ich Dir etwas vorlügen werde.“

„Vor seinen Freunden sollte man kein Geheimniß haben.“

„Gewisse Sachen kann man allen Leuten eher anvertrauen als seinen Freunden.“

„Gehst Du in's Kloster?“ fragte Gaston.

„Ihr langweilt mich mit Eurer lästigen Neugier! Seit wann habt Ihr Euch zum Untersuchungsrichter gemacht? Wenn ich Euch nicht die Ehre angethan hätte, Euch für vernünftige Leute zu halten, hätte ich mich, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Staube gemacht.“

„Wie damals, Fifine?“

„Du bist unausstehlich, Gaston! Du weißt, daß ich den Namen „Fifine“ nicht leiden kann und daß ich mich sehr ungern gewisser Vergangenheitenerinnere. Weshalb versuchst Du, mich in drei Worten zweimal zu verlegen? Ich bin Dir sehr böse.“

„Wie gesagt, Nini, Du bist nervös.“

„Wie gesagt, Gaston, Du bist abscheulich langweilig.“

„Greifert Euch nur nicht,“ warf ich ein, die „we-

nigen Minuten, die wir noch zusammen verbringen, sind uns ja karg genug zugemessen.“

„Deutschland hat Recht,“ sagte Gaston; „reich mir die Hand, Mini, wir wollen Frieden schließen für den Augenblick, und ein Schutz- und Trugbündniß für die Zukunft.“

Mini gab ihm gleichgültig und zerstreut die Hand und blickte unverwandt auf den Fußboden.

„Ich danke Dir, Gaston, für Dein freundliches Anerbieten,“ sagte sie, „aber hoffentlich brauche ich Deine Hülfe nicht in Anspruch zu nehmen, denn ich verlasse das Gewisse, so miserabel es auch sein möge, nicht wieder, um mich etwas Ungewissem, so verlockend es auch sein möge, anzuvertrauen. Das ist mir ein einziges Mal in meinem Leben passirt, damals war ich jung und unerfahren; ich weiß, daß ich Alles, was ich ausgestanden, meiner Unerfahrenheit zu verdanken habe. Wenn ich mein Kattunkleid, Marcel, Léon, Euch und alle Diejenigen, die mir lieb und werth sind, jetzt verlasse, und ohne wirkliches Bedauern verlasse, so glaube ich so handeln zu müssen. Wundert Euch nicht über meine kalte vernünftige Sprache, die ihr von mir weniger als von jeder Anderen erwarten mußt: stille Wasser sind tief. Wenn ich nach dem lustigsten Abende allein in mein ärmliches, erbärmliches Zimmer trat, mich von übertriebener und unnatürlicher Heiterkeit erholte und wieder zu Sinnen kam, etwas nachdachte (das Alleinsein hat mich nachdenken gelehrt), ärgerlich das Stück Arbeit wieder vornahm, das, weil ich zwei Stunden gelacht hatte, noch

unbeendigt vor mir lag und am andern Morgen abgeliefert werden mußte — dann sagte ich mir: alle die jungen Leute, die mich reizend und nett finden und die mir versprechen, den Mond vom Himmel zu holen, wenn ich sie darum bitte, bekümmern sich nicht mehr um mich und mein Schicksal, als um die Gesundheit des Großtürken: ich kann sterben und verderben, im Grunde genommen, ist es ihnen ganz gleichgültig. Einige der besten unter ihnen würden vielleicht meinem Sarge folgen und, so lange ihr Paar schwarzer Handschuhe sie an mich erinnert, mich einem gewissen Bedauern von mir sprechen, aber kein einziger . . .“

„Nini,“ unterbrach Gaston, „Du ließt Romane, und die dummfen obendrein! Hältst Du mich z. B. für so abgeschmackt, mich mit derartigen Tiraden, die ein jeder Dramaheld für 5 Fr. abendlich besser debitirt als Du, verblüffen zu wollen? Da Du aber gerade diejenige Seite berührt hast, die Dein Alleinsein, Dein Berkanntsein in rührenden Worten schildert, so erlaube mir darauf zu antworten, oder vielmehr ein Geschichtchen zu erzählen, das Du beherzigen kannst. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der dumm genug war, sich in ein junges Mädchen . . .?“

„In mich?“ fragte Nini.

„Der dumm genug war,“ fuhr Gaston fort, „sich in ein junges Mädchen, das seiner unwürdig war, zu verlieben. Der junge Mann bewies ihr jeden Tag, jede Minute, wie glücklich er sich mit ihr fühlte, wie unglücklich ihn eine Trennung machen würde; er hielt sie zur Arbeit

an — das langweilte die Signora; er gab ihr Alles, was er hatte — das genügte der Signora nicht; er vernachlässigte seine Familie, seine Freunde, seine Arbeit, seine Jugend, sich selbst, um nur für sie zu leben — die Donna war leider kurzsichtig und sah darin nichts Anderes, als eine lästige Eifersucht! Hätte sie ihm klar und deutlich zu verstehen gegeben, daß sie ihn nicht liebe und nie lieben werde, so hätte man ihre Kälte und Unempfindlichkeit schon der Offenheit halber einigermaßen verzeihen können. Aber nein! Durch ihr sogenanntes Ertragen des großen Mißgeschickes, ihr geheimes Dulden, ihren verborgenen Kummer, „den Niemand nicht weiß,“ und ähnliche Heucheleien wußte sie dem guten und einfältigen jungen Manne ein solches Mitleid einzuflößen, durch ebenso erheuchelte Aufrichtigkeit und Einfachheit seine erlöschenden Liebesfunken immer wieder so anzufachen, durch gespielte Leidenschaftlichkeit einer hinreißenden Gegenliebe die schwache Flamme zu einem solchen Brand aufzuschüren, daß dem armen Teufel eines Tages die Flammen über dem Kopfe zusammenschlugen, daß er keinen Ausgang mehr sah. Als sie sich davon überzeugt hatte und ihrer Sache ganz gewiß geworden war, drehte sie ihm den Rücken und lief davon. Mini, ein solcher Charakter ist unerklärlich, nicht wahr? Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, denn Du bist schlicht und gut; dennoch versichere ich Dich, die Geschichte ist wahr, Wort für Wort; ihr Held heißt Jules Courtois, und ihre Heldin Fifiue, oder Josephine, oder Mini Duchateau, je nach Belieben, ist eine Deiner guten Freundinnen! —

Ist kein Grog mehr da? Madame hat Durst," fügte er in demselben Tone auf die Wirthin deutend hinzu.

Ich kann nicht schildern, welchen Eindruck die unerwartete Erklärung Gaston's, die mit Allem, was er bisher gesagt und gethan, im directesten Widerspruch stand, auf mich gemacht hatte. Ich wußte nicht, ob er jetzt aufrichtig gewesen war und früher nur einen philosophischen Leichtsinns geheuchelt hatte, oder ob er sich in diesem Augenblicke von seinen eigenen Worten weiter hatte hinreißen lassen, als er es gewußt und gewollt hatte, ob er Reminiscenzen von den eben gemachten Bekenntnissen Jules' vortrug oder ob er aus Ueberzeugung sprach. Ich fühlte mich nicht heimisch, das kann ich versichern. Eine derbe Kraftantwort, vielleicht eine gehörige Grobheit, möglicherweise ein cynisches Schlagwort war von Seiten Mini's zu befürchten; die bisher stumme Begleiterin erinnerte mich jetzt lebhaft an die gefährlichste Race der Bulldoggs, die nicht bellt und unversehens losbeißt; ich glaubte ihre Augen hinter dem Schleier wie ein Schwungrad sich drehen zu sehen und ich hielt das für das Vorspiel eines baldigen Bisses. Nur so konnte ich mir die Rolle der Bewacherin erklären, die sie über Mini erhalten zu haben schien, und in der sie bis jetzt wenig Amtseifer an den Tag gelegt hatte. Außerdem dachte ich noch an Jules, den hinter dem Vorhang verborgenen Zeugen der ganzen Scene, der auch auf glühenden Kohlen stehen mußte und dessen Explosion gleichfalls zu befürchten war.

In weniger denn einer Viertelstunde hatte ich allen

diesen Wirrwarr zusammenschweißt — in der Gedanken- und Traumessschmiede arbeitet man schnell, aber die Arbeit ist auch nicht sehr dauerhaft — daraus ein furchtbares Quartett entstehen sehen, welches an Grauen, Entsetzen und Ergreifen dem Septett aus „Lucia“ bei Weitem überlegen war — ich zitterte wie Espenlaub, bereitete schon geheime Versöhnungs- und Beruhigungsmittel vor, wappnete mich mit Manneskraft, dachte an meine Ahnen im Teutoburger Walde und an Jahn und Maßmann der Gegenwart, und rief ganz leise in mich hinein: „Komme, was da wolle! Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Ungewitter der Erde, Zischeln der Schlangen, Stöhnen der Hölle, ich trotz euch!“

„Gaston, Du bist ein reizender Kerl,“ antwortete Nini lächelnd und machte dadurch meine schönen Pläne zu nichts. „Es ist jammerschade, daß ich Dich erst jetzt, wo ich Dich verlassen muß, wirklich kennen lerne. Ich versichere Dich, ich behalte Dich in gutem Angedenken; ich weiß allerdings nicht, ob Dir viel daran liegt, denn Du scheinst mich besser zu kennen, als ich dachte, aber auf jeden Fall will ich Dir augenblicklich den Beweis meiner Dankbarkeit liefern — denn Du hast mich verpflichtet, ich habe mich königlich amüsirt — und Deine Offenheit mit der meinigen belohnen.“

„Das ist vollständig überflüssig, liebe Nini, ich kenne Dein Repertoire auswendig; soll ich Dir die Mühe abnehmen und — als Nini — Gaston's Unverschämtheit beantworten?“

„Bege 'mal los!“ bat Nini.

„Einen Augenblick Geduld,“ erlaubte ich mir die harrende Nini zu vertrösten, „die Frau Wirthin hat Durst . . .“

„Im Schranke steht ja noch eine Flasche Arac . . .“ sagte Gaston und sah mich bedeutungsvoll an.

Die Wirthin warf auf uns dankbare Blicke. Die Unglückselige wußte nicht, wie es sich mit der famosen Flasche verhielt. Der „Arac“ war nämlich nichts anderes als gesunder Brennspiritus, nicht einmal erster Qualität. Ich zauderte deshalb etwas, das Mordinstrument hervorzuholen. Gaston, der die Kehlen jener Damen besser kannte als ich, machte sich wenig Scrupel. Er wickelte die verdächtig aussehende Flasche in Zeitungspapier, stellte sie vorsichtig auf den Tisch, füllte das Glas der Wirthin halb mit Wasser, halb mit Spiritus, warf eine Hand voll Zucker hinein und zündete diesen Höllengrog mit einem Fidibus an.

„1811er!“ sagte er mit wichtiger Miene, „echter Kometenarac aus Jamaika! trinken Sie mit Verstand, Madame . . . abgelagerte Waare, allerdings etwas stark!“

„Desto besser!“ brummte die Wirthin in der Octave des Contra-C.

„Gaston, fang' an!“ rief Nini. „Du willst ja meine Rolle übernehmen und als Advocat Dein eigenes Plaidoyer, die öffentliche Anklage, widerlegen!“

„Gut!“ sprach Gaston, räusperte sich, steckte eine Cigarette an und begann folgendermaßen: „Ich bin achtzehn Jahre alt . . .“

„Du schmeichelst mir!“ unterbrach Nini.

„Unterbrich mich nicht, sonst wirst Du siebzehn! — Ich bin also achtzehn Jahre alt, meine Eltern sind früh gestorben und haben mir die Armuth als einzige Erbschaft hinterlassen. In der Dürftigkeit dürftig erzogen, von lieblosen Fremden oft gemißhandelt und selten belohnt, habe ich von jeher nur einen Wunsch gehegt: frei zu sein, unabhängig zu leben und, wenn sich gerade Gelegenheit dazu bot, mich an den Leuten zu rächen, die mir meine Kinderjahre so sauer gemacht hatten. Vor der Hand war es mir also gleichgültig, was ich für einen Weg einschlagen würde, eine Aenderung meiner damaligen Lage war mein innigstes, alleiniges Begehren. Als ich Kraft genug besaß, die Nadel wacker zu rühren und mir die Finger hart und häßlich zu arbeiten, steckte man mich in eines jener Institute, welches unter dem Namen Nähsschule einen doppelten Zweck verbindet: erstens die jungen Mädchen zu lehren, daß sie Tag und Nacht arbeiten, muthig, wacker und brav sein können, um schließlich Hungers zu sterben; zweitens, sie sogenannte Freundinnen finden zu lassen, welche ihnen einen weit bequemeren Weg zum „Glücke“ zeigen und aus Freundschaft alles Mögliche thun, um etwaige Scrupel zu beseitigen. Eine Wohlthat wird immer wieder vergolten, die Freundin findet beim Rechnungsabschlusse auch einen kleinen Profit . . .“

„Das ist Alles ganz herrlich, Gaston, aber Du vergißt, daß ich Provinzialin bin und daß ich deshalb auch nicht in einer Pariser Nähsschule meine Lehrzeit bestanden habe!“

„Darauf kommt's ja gar nicht an, die Nähhschule ist immer als mildernder Umstand in der Vertheidigung von großer Wirkung. — Schmeckt's, Frau Wirthin?“

„Vortrefflich, meine Herren, vortrefflich!“ stöhnte die Arme mit einer herzerreißenden Grimasse. Ihr Glas war fast geleert.

„So wuchs ich heran, die Natur fing an, erst leise, bald etwas stärker ihre Stimme hören zu lassen. Wo ich hinblickte, ging und stand, stieß ich auf mehr oder weniger verlockende Jünglinge, die von mir unter mehr oder weniger geschickten Liebesbetheuerungen sämmtlich ein und dasselbe verlangten. Eines Abends — jetzt irgend eine geheimnißvoll poetische Herbstnachtsbeschreibung: die gelben Blätter fielen vom Baume, der Wind spielte mit dem Mondeslichte, die alte Thurmuhre verkündete u. s. w., u. s. w. — eines Abends, als ich vom Weine berauscht, hingerissen von den Versprechungen einer goldenen Zukunft und den Versicherungen einer aufrichtigen Liebe, unzufrieden mit meiner Lage, von allen Seiten angespornt, von Niemand zurückgehalten, leichtsinniger als sonst, ungeschlüssig zweifelnd, halb wahnjinnig wurde, als mich die Sinne vorwärts trieben und die Unerfahrenheit Alles entschuldigte, beschwichtigte, vergoldete (dabei muß man sich etwas die Haare zerrauen), als mir kein Freund zur Seite stand, der mir die Augen hätte öffnen können, und mich kein Andenken der Vergangenheit vor der Gegenwart warnte, — unterlag ich Schwache dem mächtigen Feinde, der Versuchung!“

Nini lachte aus voller Kehle. „Bravo, Gaston,“

rief sie, „bravo! ich habe einem jeden Esel, der mich darnach gefragt hat, ähnliche, fast dieselben Speisen aufgetischt. Guten Appetit, ihr Herren! Gaston! ich bin heute lustig und guter Dinge, das geschieht nicht oft, ich will Dir die Wahrheit erzählen, das ist mir nie passiert. Wenn Du jemals Jules Courtois, meinen verschwiegenen alten Freund, siehst, frag ihn darnach. Er wird es Dir bestätigen. Ich bin nicht schlecht, ich habe Hunde und Katzen sehr gern und ich erkenne vollkommen an, daß der Mensch den Thieren überlegen ist. Aber so wie es gute Violinen giebt, die in der Hand eines erbärmlichen Virtuosen steinerweichendes Gequieke von sich geben, so hat das, was ich mit meiner vielleicht guten Natur angefangen habe, bis jetzt nicht sonderlich schöne Harmonien hervorgebracht, das weiß ich. An mir ist ein guter Virtuoso verloren gegangen, jetzt sind mir die Finger steif, ich habe weder Lust noch Geduld, die verlorene Zeit durch Nacharbeiten einzuholen, noch fühle ich mich stark und entschlossen genug, um in die Fußstapfen der Magdalena zu treten. Weil ich nun einmal — schuldig oder unverschuldet, darauf kommt nichts an — meinen Werth und gewissermaßen die Achtung vor mir selbst verloren habe, so will ich aus natürlicher Eitelkeit einerseits die Flecken, die ich an mir habe, so gut ich kann, verbergen — Seide und Sammt deckt besser, als Kattun — aus Berechnung andererseits meine nützlichen und guten Eigenschaften möglichst gut verzinsen. Im „Quartier“ war das nicht möglich, Ihr seid Alle arme Schlucker! Darum hab' ich meinen Angelhaken wo

anders ausgeworfen, und, wie ihr bereits wißt, das Goldfischlein hat angebissen!"

„Unvorsichtige Nini!" rief ich, „Du plauderst heute aus der Schule, morgen wirst Du's vielleicht bereuen!"

„O naiver und junger Mann," sagte Gaston zu mir und klopfte mir väterlich auf die Schultern. „Du hältst das, was uns Nini eben gesagt, für aufrichtig und wahr?"

„Und Du hältst das, was ich erzählt habe, für erlogen?" rief Nini in komischer Entrüstung.

„Freilich, lieber Schelm, Du weißt es vielleicht selbst nicht, Deine vermeintliche Offenheit ist gewöhnlich eine ebenso große Lüge, wie Dein vermeintliches Aufschneiden fast immer der Ausdruck der reinen und ungeschminkten Wahrheit ist. Um aufrichtig und offen sein zu können, muß man vor allen Dingen wissen, wie es mit dem Innern steht, man muß das Bewußtsein seiner selbst erlangt haben, man muß in einem Wort einen eigenen Charakter haben, selbst leben, existiren."

„Nun, und ich hab' doch einen Körper, wenn ich mich nicht täusche, und vielleicht auch etwas Seele? Willst Du, großer Philosoph, mir vielleicht das Dasein absprechen? ich könnte Dir, wenn Du so fortfährst mich als gänzliche Null zu betrachten, handgreifliche Beweise geben, die Deine Theorie praktisch widerlegten."

„Ich habe nie an Deinem guten Willen gezweifelt, liebe Nini, und weil Du so freundlich sein willst, mich über Deine Existenz eventuell belehren zu wollen, will ich aus Dankbarkeit das, was ich eben gesagt, gewisser-

maßen zurücknehmen, meiner Behauptung eine andere Form geben und Dir einen „Charakter“, an dem Dir sehr viel zu liegen scheint, huldreich verleihen. Inconsequenz, d. h. heute eine Sache aufrichtig bejahen, die man morgen unter denselben Umständen ebenso aufrichtig verneint, und gänzlicher Mangel an Individualität, am Selbstempfinden, Selbststrichten, Selbstleben, sind die beiden einzigen Eigenschaften, die Du, so lange ich Dich kenne, nie verleugnet hast. Du bist ein negatives Geschöpf, arme Nini! Laß Dir deshalb keine grauen Haare wachsen, ein eigener Charakter würde Dir vielleicht an Deiner Zukunft schaden und würde auf jeden Fall lästig sein; so eine Guttaperchaseele, wie Du sie besitzt, die man je nach Belieben zusammendrücken und ausdehnen kann, ist bei weitem bequemer. Deshalb zweifle ich auch nicht an Deinem Glück, Du wirst es weit bringen, Nini! Nur verlange nicht, daß man Dir Glauben schenke; das ist uns wahrhaftig mit dem besten Willen nicht möglich; und was kann Dir daran liegen?“

6.

Ein furchtbares Schnarchen, das aus dem Kofen kam, verhinderte Nini zu antworten. Die beiden Damen sahen uns erstaunt an, wir konnten uns des Lachens nicht erwehren und plähten heraus nach Herzenslust.

„Parbleu!“ sagte Gaston, „das wundert mich nicht, daß der arme Kerl eingeschlafen ist, dem habe ich das schönste Schlummerlied gesungen, das man sich denken kann. — Mit welchem Fuße bin ich denn eigentlich heute

Morgens aus dem Bette geschlüpft? Ich erkenne mich mit meinem wahnsinnigen Ernste gar nicht mehr!"

„Wer ist denn da? fragte Nini, die nicht wußte, ob sie mit uns lachen oder uns ausschelten sollte.

„Ein guter Freund, der kein Geheimniß ausschwätzt!“ sagte Gaston und zog den Vorhang leise auf. Da sahen wir, so lang ihn der liebe Gott geschaffen hatte, den sentimentalen Jules Courtois ausgestreckt auf meinem Bette liegen, im seligsten, unschuldigsten Kinder-schlaf.

„Wie ist das möglich?“ sagte ich zu mir selbst. „Was, derselbe junge Mann, der mir eben mit seinen Jeremiaden und seinem wirklich empfundenen Schmerze und begründeten Klagen über die Flatterhaftigkeit einer muthwilligen Dirne das Herz weich gemacht, der seit einem Jahre seinen verlorenen Schatz aufrichtig beweint hat, derselbe junge Mann, der durch einen wahrhaften Roman- und Komödienzufall die Worte seiner Geliebten belauschen, seinen eigenen Urtheilspruch aus dem liebenswürdigen Munde aussprechen hören kann; dem es vergönnt ist, dieselbe Luft (die man, ohne Poet zu sein, balsamisch finden mußte) mit voller Lunge einzuathmen, anstatt sich davon zu berauschen u. s. w. u. s. w., schläft nun ganz gemüthlich ein, als ob er einen Gläubigerbesuch empfinde, und verräth sein Versteck durch das indiscrete und unpoetische Schnarchen? Ist das möglich? Wirklich die „gute alte Zeit“ ist dahin! Die Liebe ist wie die Kunst ein Wahn oder ein Handwerk geworden! Wir sind unter Brüdern keinen

Schuß Pulver werth. — Nur so erkläre ich mir, da das Selbsterstschießen nicht zur allgemeinen Mode geworden ist!“

Ich betrachtete Nini, die unverwandt auf den Schlafenden blickte, ihre großen ausdrucksvollen Augen an Größe und Ausdruck verdoppelte und durch ein unnatürliches Händereiben und langsames Kopfschütteln gleichzeitig ihr Erstaunen und ihre Verlegenheit ausdrückte.

Wir Alle hatten uns dem Alkoven ganz leise genähert und standen mit gesenktem Haupte vor Jules wie vor einem Todten.

„Soll ich ihn aufwecken?“ fragte Gaston ganz leise.

„Um Gottes willen nicht,“ antwortete Nini ebenso leise, „es wäre mir sehr unangenehm, mit ihm hier zusammenzutreffen!“

„Sympathie edler Seelen!“ versetzte ich und erinnerte mich daran, daß Jules mich mit ganz genau denselben Worten ersucht hatte, ihm ein Versteck anzuweisen.

„Lebt wohl! lebt wohl!“ flüsterte Nini nach einigen Minuten Pause, „ich schreibe Euch, oder ich sehe Euch bald wieder; lebt wohl! — Virginie, komm!“ setzte sie zur verschleierten Dame gewendet hinzu.

„Ich mußte gleich,“ bemerkte diese so heiser sie konnte, „daß uns Jemand behorchte!“

„Sie haben sich nicht compromittirt, Madame!“ erwiderte Gaston.

„Ich bin nicht so dumm wie ich aussehe,“ grinste Virginie, indem sie den Schleier aufhob.

Ich habe selten ein abgefeimteres, niederträchtigeres Gesicht gesehen, als die entfleischte, widerliche Physiognomie des Weibes, das mir eine Stunde lang die Ehre angethan hatte meine Stube mit ihrer Gegenwart zu verpesten. Spärliche Haare, halb braun, halb grau — eine gefurchte Stirn, sehr niedrig, die niedrige Instinkte verrieth — tiefliegende Augen, blaugrau, matt, frech, erloschen, ohne Wimpern, mit rothen Ringen — stark hervorstechende Backenknochen — eingefallene Backen — spitze Adlernase mit einem Kupferüberzuge — zusammengekniffene Lippen, die sich an zahnlose Kinnlader schließen — ein langes hervorspringendes Kinn — das waren die Schönheiten, welche die Natur auf das abschreckende Gesicht des Fräulein Virginie zusammengeworfen hatte, wie der Raucher unrauchbare Cigarren und Cigarrenstummel in den Aschenbecher wirft.

Nini und Virginie waren der Thür zugegangen, ich wollte sie schon vorsichtig öffnen, als Nini auf einmal stehen blieb und, als ob sie etwas vergessen hätte, wieder umkehrte. „Hast Du keine Scheere?“ fragte sie Gaston.

„Eine Papierscheere!“

„Nur her, aber flink!“

Gaston reichte ihr das verlangte Instrument. Sie fuhr damit in die Haare, schien aber plötzlich sich wieder eines Andern zu besinnen, legte die Scheere auf den Tisch und flüsterte: „Ach was, das wäre zu albern! ich wollte ihm eine Visitenkarte von mir da lassen, aber der Schlingel verdient es nicht!“ Dennoch näherte sie

sich dem Schlafenden so geräuschlos als möglich, beugte ihren hübschen Lockenkopf über ihn und gab ihm einen langen, andächtigen Kuß.

Sie ging lächelnd davon, gab uns auf der Flur das Versprechen, uns nie zu vergessen, bekräftigte es mit dem herkömmlichen Abschiedskusse und sprang lachend die Treppe hinab. — Virginie humpelte hinterher.

Als ich die Thür schloß, hörten wir noch ein letztes „Adieu! Adieu!“

7.

Jules richtete sich auf.

„Ich konnte es wahrhaftig nicht mehr mit anhören!“ sprach er. „Das arme Ding ist ganz und gar verloren.“

„Was? Du hast nicht geschlafen?“

„Du bist wohl krank, Gaston?“

„Weshalb hast Du denn Dein Alibi verrathen?“

„Ich hatte zu große Lust, sie noch einmal zu sehen; halt' mich für so dumm, wie es Dir beliebt, aber meine Neugier war stärker als mein guter Wille!“

„Nun, wie findest Du Nini?“

„Himmlich!“

„Und die Alte?“

„Ich kannte sie schon — Nini's Beschreibung nach.“

„Wie so?“

„Fräulein Virginie war in demselben Laden, in dem Nini ihre Lehrzeit bestanden hat, erste Dame. Dem Fräulein Virginie verdankt Nini die Einweihung in

daß „Reich der Mächte“, den ersten Unterricht in der geheimen Wissenschaft, mit Jugend, Schönheit und ein bißchen gutem Willen viel Geld zu verdienen.“

„Daß also war Fräulein Virginie Chacal?!“

„Um correcter zu sprechen: verwitwete Clarmont. Ihr Mann, Nini's Vormund, hat sich erhenkt — nach zweijähriger Ehe. Die Leute wunderten sich, daß der Alte es so lange ausgehalten habe.“

„Du scheinst ja vortrefflich über die Vorgänge in Migny unterrichtet zu sein!“ sagte Gaston.

„In der That, vortrefflich,“ antwortete Jules. „Seitdem ich Paris verlassen habe, ist Migny, das kleine Landstädtchen, in dem Fräulein Josephine Duchateau, die Ihr unter dem Namen Nini kennt, geboren wurde, mein fester Wohnsitz geworden.“

„Höchst romantisch,“ rief Gaston, während er seine Thonpfeife ausklopfte. „Züchtest Du Gänse?“

„So weit habe ich's noch nicht gebracht, aber ich bin auf dem besten Wege gründlich zu verbauern; und ich fühle mich wohl dabei. Morgen reise ich wieder ab. Der Zweck meiner Reise ist erfüllt. Ich habe . . .“

„Neapel gesehen und kann sterben!“ unterbrach ihn Gaston. „Nun, liebster Jules, ich revanchire mich. Sobald ich mein Examen hinter mir habe, komme ich nach Migny und helfe Dir bei der Gänsezucht. Ich bin lange genug gerupft worden, um mir nicht auch einmal in den Federn den Spaß zu gönnen, das Federvieh zu langweilen. Aber vorläufig bleibst Du bei uns, ver-

steht Du? Nini hat uns ja einen baldigen Besuch in Aussicht gestellt."

„Wenn ich darauf warten wollte!“ antwortete Jules.

„Dann könntest Du lange warten? Ich glaube, Du hast Recht.“

„Gaston, es ist bald Mitternacht. Ich habe mich den ganzen Tag im Wagen durchschütteln lassen und sehne mich nach Ruhe. Schlaft wohl!“

„Wo bist Du abgestiegen?“

„Im Hôtel „zum armen Hiob“, Rue Mazarine.“

„Dacht' ich's doch! Also auf morgen?“

„Auf morgen!“

Jules verließ uns, Gaston nahm seinen Hut, seine Pfeife und seinen Codex, drückte mir die Hand und zog sich gleichfalls in seine Gemächer zurück, die an die meinen stießen. Ich legte mich zu Bette und überdachte noch lange alles das, was ich in den zwei Stunden gehört und gesehen hatte.

* * *

Als wir am andern Morgen Jules Courtois im Hôtel „zum armen Hiob“ abholen wollten, erfuhren wir vom Concierge, daß derselbe in aller Frühe seine Rechnung bezahlt und sich aus dem Staub gemacht hatte. Er hatte ein Briefchen für Gaston hinterlassen. Gaston öffnete es und las:

„Mein lieber Freund!

Ich habe die ganze Nacht die Wimpern nicht geschlossen. Ich wäre ein schlechter Gesellschafter gewesen

und hätte Euch das Frühstück verdorben. Deshalb fahre ich mit dem ersten Zuge nach Migny und sage Dir und Deinem Freunde schriftlich Lebewohl. Haltet Wort und besucht mich in meiner Einsamkeit. Sie hatte mich halb geheilt und ich war ein Thor, sie schon als Reconvalescent zu verlassen.

In herzlicher Freundschaft
Dein Jules."

„Der arme Kerl thut mir in der Seele leid! Du hättest ihn kennen sollen in seinen guten Tagen; es gab keinen fideleren Burschen im ganzen „Quartier“, und jetzt! — er ist sentimental geworden und idyllisch oben-drein, der arme Teufel!“

„Und alles das Nini's wegen?“

„Nini's wegen. Jules hat die Thorheit begangen, ein Verhältniß ernst zu nehmen, das Alles, nur keinen Ernst verträgt. Er hätte das Frauenzimmer wo möglich geheirathet, wofür es ihm bald den unausbleiblichen Dank abgestattet haben würde. Es ist schließlich noch ein Glück, daß die Geschichte ein tragisches Ende genommen hat; als komischer Ehemann wäre Jules noch weniger zu beneiden gewesen. Das kommt von unseren poetischen Verhältnissen! Möge diese Verhältnisse sammt ihrer Poesie der Teufel holen! — Und Nini war noch eine der besten! War! Denn die alte Nini, das uneigennützigste, leichtsinnigste Ding, diese Nini haben wir gestern begraben und mit ihr hat vielleicht die letzte Griefette unser „Quartier“ verlassen. Nini kommt nicht wieder! Man hat schon manches hübsche Mädchen von

hier über die Seinebrücke in das Stadtviertel von Notre-dame de Lorette gehen sehen, aber niemals ist eine zurückgekommen. Wer einmal ein blaues Atlaskleid getragen hat, legt das Rattunkleid nicht wieder an, denn Atlas vertauscht man nur, wenn getauscht werden muß, mit dem Sacktuch des Hospitals.“

Und Gaston hatte Recht. Nini kam nicht wieder und ich habe sie seit jenem Abend nur noch einmal gesehen — acht Jahre später!

V.

In der Chaussée d'Antin.

1.

Durch Zufall hatte ich eine Einladung zu einem Ball erhalten, den eine „Berühmtheit des Tages“, von der wöchentlich wenigstens ein *Calembourg* im „*Figaro*“ erzählt wurde, veranstaltet hatte. Es war der erste und letzte großartige Lorettenball, den ich in meinem Leben mitgemacht habe. Außerlich unterschied sich dieser Ball nur durch noch erhöhten Luxus von den *Soirées* der besten Gesellschaft. Die prachtvoll decorirten Gemächer strahlten im Lichte von Hunderten von Wachskerzen, und in ihnen bewegte sich mit gemessenem Anstand eine bunte Gesellschaft: die Damen in den kostbarsten Toiletten, mit Brillanten übersäet, die Herren fast ohne Ausnahme mit ausländischen Orden decorirt. Die Etikette wurde streng gewahrt. Um zur Unterhaltung oder zum Tanze berechtigt zu werden, bedurfte es der ceremoniellen Vorstellung. Mit einem Worte: selbst einem geübten Auge wäre es schwer geworden, an dem Außern die wunderbaren Elemente zu erkennen, aus welchen die Gesellschaft

bestand — um so schwieriger, als ja die Damen aus den höchsten Ständen mit Eifer und Erfolg bestrebt sind, „diesen Damen“ äußerlich immer ähnlicher zu werden. Als besserer Analytiker denn das Auge, erwies sich jedoch das Ohr. Hatte man sich zehn Minuten mit einer dieser Damen unterhalten, so konnte man sich Glück wünschen, wenn die Grammatik bloß fünfmal auf das Größlichste mißhandelt war, abgesehen von den kleinen Verstößen. Ich stand an der Thür des großen Saales und betrachtete die abgelebten Gesichter der Ritter aller möglichen unbekanntem Orden und die forschenden Inquisitionssphysiognomien der Damen, die mir fast alle in demselben Alter — sechsundzwanzig bis fünfunddreißig Jahre alt — zu sein schienen.

Da theilte sich mir gegenüber der Vorhang, welcher die Eingangsthür verbarg; der von unten bis oben bestickte Bediente schrie einen Namen in das Gewühl hinein, den ich nicht verstand und ihm folgte auf dem Fuße: Nini am Arme eines etwa dreiundfünfzig Jahre alten Herrn.

Ich erkannte sie auf der Stelle, obgleich sie sich sehr verändert hatte. Sie war schöner, aber nicht hübscher geworden. Ihr tief ausgeschnittenes Spitzenkleid zeigte die runden Schultern. An Perlen und Diamanten trug sie ein Vermögen mit sich. Ein prachtvolles Diadem von Smaragd und Brillanten spielte in ihren blonden Locken. In der rechten Hand hielt sie einen Fächer, die linke stützte sich auf den Arm ihres Cavaliers. Sie bewegte sich mit Leichtigkeit und Anmuth und durchschritt, die ehrerbietigen Grüße freundlich

oder vornehm erwidern, rasch den Saal, raufchte an mir vorüber, ohne mich zu bemerken, und ließ sich im Boudoir auf ein Canapé nieder, während ihr Begleiter auf einem Sessel, ihr gegenüber, Platz nahm.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte ich meinen Nachbar, einen mir befreundeten Journalisten der kleinen Pariser Presse.

„Natürlich, das ist ja die Du Chateau.“

„Welche Du Chateau?“

„Ninon Du Chateau! Es giebt nur eine Ninon! Sie kennen doch Ninon? Ninon vom Variété-Theater, die Geliebte von P—e (mein Freund nannte mir den Namen eines der bekanntesten Pariser Financiers). Ein gefährliches kleines Frauenzimmer, witzig, aber kostspielig. Der junge Herzog von Maubeuil hat sich ihretwegen erschossen, nachdem er so artig gewesen war, sich für sie zu ruiniren, und so dumm, beim Spiele zu betrügen. Davon müssen Sie doch gehört haben — vor einem halben Jahre war ja von nichts Anderm die Rede.“

„Ich erinnere mich in der That, und diese Ninon ist —“

„Die Dame, die uns in diesem Augenblick fixirt — und sogar auffallend fixirt,“ fuhr mein Freund fort. „Ach, Sie scherzen, Sie kennen sie ja eben so gut wie ich, vielleicht besser.“

„Ich sehe Ninon heute zum ersten Mal. Vor Jahren lernte ich einmal ein Fräulein Nini kennen, die

mit dieser Dame einige Aehnlichkeit hatte, aber doch eine ganz andere war.“

„Moderne Metamorphosen!“

Nini, die uns beobachtet hatte, stand auf — die Pitournelle lud zum Tanze ein — und ging mit ihrem Begleiter langsam an mir vorüber. Diesmal sah sie mich mit ihren großen Augen starr an, ich wich ihrem Blicke nicht aus und machte eine halbe Verbeugung, die, wenn Nini wollte, unbeachtet bleiben konnte. Nini dankte sehr artig. Drei Schritte vor mir blieb sie stehen und kokettirte mit dem Fächer, als das nichts half, wendete sie den Kopf zu mir; sie verlangte angeredet zu werden.

2.

Ich trat zu ihr hin.

„Zu meiner Freude habe ich bemerkt, daß Sie mich wiedererkannt haben, Madame.“

„Ich kenne Sie ganz genau, ganz genau, und — verzeihen Sie meinem schlechten Gedächtniß — seit fünf Minuten zerbreche ich mir den Kopf, um auf Ihren Namen zu kommen.“

Ich reich'e ihr meine Karte. Nini las dieselbe und ihr Gesicht nahm den Ausdruck der aufrichtigsten Ueberraschung an. Es war nur ein Moment, aber in diesem Moment war es ganz die alte Nini, wie ich sie zum ersten Mal in dem kleinen Dachstübchen gesehen hatte. Sie gab mir die Hand und drückte die meinige auf das Herzlichste. Mit einem einfachen „Pardon!“ ließ sie den erstaunten Begleiter stehen, legte ihren Arm in

den meinen und führte mich an eine andere Ecke des Saales. Dort nahmen wir Platz. Wir schwiegen wohl eine Minute lang und musterten uns gegenseitig mit neugierigen Blicken. Nini befand sich in dem Alter, in dem die galanten Franzosen eine Frau noch „ganz jung“, die thörichten Deutschen „ziemlich betagt“ nennen. Sie war etwa dreißig Jahre alt. Ihre Figur war stattlicher und voller geworden; ihren runden Armen und Schultern, die, wie üblich, von einer dichten Schicht Poudre de Riz bedeckt wurden, gaben allerliebste Grübchen einen pikanten Reiz. Das Gesicht war, so viel ich unter der Schminke bemerken konnte, wenig verändert, nur hatten sich die kleinen Fältchen an den Augen etwas vertieft und erweitert; aber der Ausdruck war ein völlig anderer geworden. Der schelmische Mund in Herzform sah jetzt moquant, verächtlich aus, die Heiterkeit des Blicks war geschwunden, unter den bemalten Wimpern und Brauen leuchtete das große Auge in unheimlichem Feuer und sandte rastlos seine Blicke nach allen Seiten. Ja, das Auge — das war der Verräther! Ihre Toilette war das Muster von gutem Geschmack und üppigem Luxus.

„Ich frage Sie nicht, wie Sie hierher kommen, weil Sie sonst vielleicht dieselbe Frage an mich richten würden,“ begann Ninon, „und das wäre mir unangenehm. Denn ich möchte Ihnen nicht darauf antworten und will Ihnen nichts vorlügen, weil ich mich herzlich, wahrhaftig! herzlich freue, Ihnen noch einmal im Leben begegnet zu sein.“

„Und ich theile diese Freude, Madame, wir haben oft und lange von Ihnen gesprochen, Jahre lang und manche Stunde — es war doch auch hübsch im Quartier.“

„Das war die gute Zeit! Ich darf gar nicht daran denken, sonst werde ich ganz wehmüthig gestimmt. Was macht denn der tolle Gaston?“

„Der tolle Gaston ist ein sehr vernünftiger Mensch geworden, einer unserer talentvollsten jungen Advocaten, geehrt und geachtet von aller Welt, glücklich verheirathet mit einer reizenden Frau und seliger Vater von zwei strammen Jungen, deren jüngsten ich über die Taufe gehalten habe.“

„Also ist er in Paris geblieben? Wunderbar, daß ich ihm auch nicht ein einziges Mal begegnet bin — und doch wieder natürlich auf der andern Seite: unsere Wege sind weit auseinander gegangen.“

Nini seufzte: „Sie kommen mir vor wie ein lebendiger Gewissensbiß,“ fuhr sie fort, während sie mit dem Fächer spielte. „Es fällt mir eben ein, daß ich Ihnen auch noch einen Besuch schuldig bin“

„Im Quartier, ja! Aber dort würden Sie mich schwerlich finden.“

Meine Antwort war ganz arglos gemeint; Nini fühlte sich aber durch dieselbe verletzt. „Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen zur Last fallen werde,“ erwiderte sie.

„Sie mißverstehen mich, Madame.“

„Entschuldigen Sie sich nicht. Sie haben ja ganz Recht — aber ich hatte auch nicht Unrecht. Erinnern Sie sich des Tages, als wir mit Gaston zu Marcel

gingen? Da führten Sie mich wie ein Triumphator durch die Straßen des „Quartiers“, Sie waren stolz auf mich und wünschten, wo möglich von allen Ihren Bekannten gesehen zu werden, nicht wahr? — Würden Sie mir nun heut' auch noch den Arm bieten und sich darauf etwas einbilden, daß ich denselben annehme? Nein, gewiß nicht; denken Sie denn, daß ich nicht ganz genau weiß, mit welchen Gefühlen Sie mich betrachten?“

„Sie halten mich für böser, als ich bin, Madame. Ich habe vorläufig nur Ein Gefühl, indem ich Sie sehe: das der wehmüthigen Freude. Es ist mir, als ob ich plötzlich eine frische Rose wiedersände, die ich in den besseren Tagen der sonnigen Jugend gepflückt, und ich empfinde eine gewisse Schwermuth darüber, daß ich den Garten, wo ich sie fand, nicht wieder betreten darf, daß er ewig verschlossen für uns bleibt!“

„Ihre Rose ist verweltt, theurer Freund! Sehen Sie nicht zu genau hin!... Also Gaston verheirathet? Und Jules? Sie kennen doch Jules Courtois?“

„Ich kannte ihn. Er ist todt.“

„Der arme Bursch. Hat er sich das Leben genommen?“

„Nein, Madame!“

„Nun, dann geht es ja noch,“ versetzte Nini ohne alle Affectirtheit; und sie fuhr fort: „Ich wage gar nicht mehr mich nach meinen alten Freunden zu erkundigen. Verdorben und gestorben, das ist die einzige Antwort. Ich habe wirklich Pech.“

Sie sprach diese Worte mit einer solchen Gleichgültigkeit, daß mir fast graute.

„Jeder hat seine liebe Noth,“ antwortete ich, um etwas zu sagen. „Dem Einen stirbt sein Freund, dem Andern zerbricht seine Pfeife. So geht's.“

„Da haben Sie wohl Recht. So lange ich auf diesem Seine-Ufer wohne, habe ich mich erst für einen Menschen interessiert, das war der junge Raubeuil — Sie wissen, wie es ihm ergangen ist! In meinem Zimmer hat er sich erschossen — in meiner Gegenwart! Es war schrecklich. Was mir die fatale Geschichte für Unannehmlichkeiten bereitet hat, das können Sie gar nicht glauben.“

„Ach ja,“ tröstete ich. „Wahrscheinlich ist Ihr Teppich verdorben und außerdem ist auch das Knallen ein höchst unangenehmes Geräusch für zarte Ohren. Nun, ich sehe zu meiner besondern Genugthuung, daß der unziemliche Scherz Ihres Freundes Ihnen die Laune nicht ganz verdorben hat. Sie sind noch eben so lebhaft wie früher.“

„Sie schmeicheln mir,“ versetzte Nini. „Ich kenne mich aber besser.“

„Sie werden doch nicht gar das „Quartier“ mit seinem Kattun und seinen frugalen Frühstücken bedauern?“

„Das nicht, lieber Freund, aber wissen Sie, Kattun und Spitzen, Milchreis und Fasan, Wachsperlen und Diamanten — schließlich ist es ziemlich gleichgültig: so lange man den Plunder nicht besitzt, sehnt man sich dar-

nach, wenn man ihn aber besitzt, hat man keine Freude daran und kann ihn doch wiederum nicht entbehren. Mein Leben ist ein anderes, in vieler Beziehung interessanter geworden, und deshalb klage ich nicht. Aber die Munterkeit, die Harmlosigkeit ist zum Teufel. Ausgelassen bin ich nur noch, wenn ich viel Champagner getrunken habe, und das ist nicht die wahre Ausgelassenheit. Ich habe Alles, was ich brauche: Wohnung, Kleidung, Pferde, Wagen, Sofen, Bediente, Groom, Geld, ich amüfire mich über die Dummheit der Männer und über die Wuth der Frauen, ich gehe ins Theater, ich tanze, ich spiele, ich trinke — alle Welt beneidet mich, alle Welt außer mir. Ich brauche, wie gesagt, nicht zu klagen, aber ich habe auch keinen Grund, mich zu freuen. Ich bin blasirt, damit ist Alles gesagt.“

„Sie müssen sich einmal verlieben.“

„A la Dame aux camélias? Das ist jetzt das Modernste. Dazu bin ich aber zu alt — oder noch nicht alt genug. Nein, mein Lieber, seit Jahren bin ich mit mir im Klaren: ich thue nichts, aber auch rein nichts, um meine Lage zu ändern. Ich lebe weiter, wie ich gelebt habe, freudvoll und leidvoll ohne festen Plan, ohne bestimmtes Ziel, und ich finde, daß man sich dabei am besten steht. Wenn einmal Alles schief gehen sollte, hat man ja immer noch Zeit, sich die Sache zu überlegen.“

Ich nickte zustimmend mit dem Kopfe und erwiederte nichts.

Ninon stand auf.

„Ich muß meinen alten Löwen streicheln, sonst brummt er mir den ganzen Abend den Kopf voll. Sie bleiben doch noch? Ich reservire Ihnen einen Walzer. Auf baldiges Wiedersehen!“

„Auf gleich, Madame!“

3.

Der letzte Theil unserer Unterhaltung hatte mich gänzlich abgekühlt. Nini war für mich todt, und die sympathischen Gefühle, die ich ihr trotz Allem, was ich von ihr wußte, treu bewahrt hatte, galten der Verstorbene. Madame Ninon „du Chateau“, wie sie sich jetzt schrieb, hatte für mich nur noch ein mäßiges psychologisches Interesse und zum Studium war mir das Modell nicht einmal originell genug. Es war dasselbe Gemisch von Gefühllosigkeit, Blasirtheit, Leichtsin, Grazie und Unvernunft, das ich längst kannte — nicht besser und nicht schlechter als die andern. Ich begab mich in das Rauchcabinet, steckte mir eine Cigarre an und setzte oder legte mich vielmehr auf eins der niedrigen Damastpolster, welche an den vier Wänden des reizend eingerichteten Cabinets angebracht waren. Und während ich rauchte, gab meine Phantasie den verblichenen Bildern der Vergangenheit ihre ursprüngliche Frische wieder. Sie bauten sich auf, die alten engen Straßen, die die Fürsorge des Herrn Hausmann der Erde gleich gemacht hat, um kasernenartigen Boulevards Platz zu machen. Und in ihnen gewahrte ich die alten Freunde, von denen allerdings, wie Nini sagte, Mancher gestorben und ver-

borben war. Und auch Nini war wieder die reizende kleine Blondine mit den durchdringenden und doch so milden dunklen Augen.

Wir tranken unsern „kleinen Blauen“ aus Wassergläsern, wie ehemals, wir verzehrten unsere Kalbspastete, ohne uns über deren Bestandtheile zu beunruhigen, wir lachten ohne Grund und waren glücklich, wie ehedem, ganz wie ehedem! Wir schwatzten und waren jung und waren froh. Die alten Witze wurden wiederholt und die alten Lieder erklangen von Neuem:

„Ich habe weder Ohm noch Tante,
Noch weiß ich, wer mein Herr Papa,
Doch zähl' ich auch viel unbekannte
Verwandte in Amerika!“

Ja, träume ich denn mit offenen Augen? Ist es eine akustische Täuschung, oder ist es Wahrheit? Summt da nicht Jemand dasselbe harmlose Liedchen, das ich seit Jahren ganz vergessen hatte?

Ich täuschte mich nicht. Vor mir stand Ninon, die, während sie eine Cigarette anzündete, in demselben Augenblicke, wo mir die Melodie durch den Kopf zog, und in derselben Tonart die letzten Worte des Couplets vor sich hin sang. Ein solches zufälliges Zusammentreffen desselben gleichzeitigen Ausdrucks desselben Gedankens in Worten oder Tönen habe ich öfter wahrgenommen.

„Ist unser Walzer an der Reihe?“ fragte ich, indem ich mich erhob.

„Ich glaube, ja. Aber ich denke, wir tanzen hier,

stehend, plaudernd und rauchend. Der Tanz, wie er hier betrieben wird, ist zu blödsinnig.“

„Was wird aber der brüllende Löwe dazu sagen?“

„Er wird schweigen! Wenn Sie denken, daß man sich noch so mißhandeln läßt, wie drüben, so irren Sie. Das bißchen Tyrannisiren ist ja am Ende das einzige reelle Vergnügen, das wir haben.“

„Hundedressur im Großen?“

„Haben Sie noch immer sentimentale Anwendungen?“

„Beim Quartalwechsel, wenn die Miethe fällig wird, sonst nicht.“

„Sie sehen mir ganz so aus, als ob Paris Sie verdorben hätte. Es wäre schade! Sie waren ein so harmloser, netter Mensch, sogar ein bißchen . . .“

„Dumm?“

„Einfach wenigstens. Wissen Sie, daß ich Sie wirklich gern hatte. In allem Ernste!“

„Natürlich!“ bekräftigte ich.

„Sie können es mir wirklich glauben. Aber jetzt mißfallen Sie mir.“

„Madame,“ versetzte ich. „Sie scheinen die beste Absicht zu haben, mich dressiren zu wollen. Nun muß ich Ihnen zunächst gestehen, daß ich gar nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn ich nicht in den nächsten Wochen sehr beschäftigt wäre. Leider bin ich aber ein armer Schlucker und habe von meinem einzigen Capital, Zeit, nichts auszugeben. Wenn Sie mir daher sagen, daß ich Ihnen früher gefallen habe und jetzt mißfalle, so

muß ich mich für den Augenblick damit bescheiden, Ihnen für das erstere zu danken und das letztere zu bedauern; während es sonst allerdings, wie Sie es auch voraussetzen mußten, mein eifrigstes Bestreben gewesen sein würde, die verlorene Gunst wieder zu gewinnen, sei es auch nur um Ihnen die Zeit zu vertreiben. Ich denke wir verstehen uns und bleiben gute Freunde."

"Sie sind ganz und gar verdorben!"

"Ich weiß es und fühle mich tief beschämt; aber das thut doch der guten Freundschaft keinen Abbruch?"

"Setzen Sie hinzu „im Gegentheil“, dann ist die Grobheit wenigstens vollständig."

"Grob? O, Madame, Sie verkennen mich. Ich warte schon seit zehn Minuten auf eine passende Gelegenheit, um ein ganzes Füllhorn von Complimenten über Sie auszuschütten, aber Sie sprechen immer nur von mir, und deshalb wartete ich vergeblich. Jetzt aber à propos oder mal à propos will ich Ihnen sagen ..."

"Bitte, strengen Sie sich nicht an. Ich habe eben Confitüren genossen . . . Besuchen Sie mich einmal!"

"Wenn Sie mir die Freiheit gestatten."

"Rue du Helder 22. Freitag ist mein Empfangstag, also kommen Sie nicht an einem Freitag, wenn Sie mit mir sprechen wollen. — Sie kommen überhaupt nicht, das merke ich Ihnen an."

"Und wenn ich nun käme? Was würden Sie mit mir anfangen? Ich bin ein schlechter Unterhalter und zum Pattencelegen brauchen Sie keine Zeugen. Aber ich werde jedenfalls von Ihrer gütigen Erlaubniß Ge-

brauch machen, nicht Ihnen, sondern mir zu Liebe, denn ich finde an Ihrer Conversation großen Gefallen, ich —"

„Schweigen Sie doch! Sie lügen ja wie gedruckt. Ich gefalle Ihnen nicht im Mindesten, und das ärgert mich!"

„Das könnte Ihnen auf alle Fälle höchst gleichgültig sein; ärgern Sie sich nicht, Madame." —

„Und wenn es mir nun nicht gleichgültig wäre?"

„So würden Sie ein klein bißchen kokettiren, Madame! Das kleidet Sie überdies vortrefflich."

„Seien Sie doch etwas artiger! Als ich Sie hier aufsuchte, dachte ich zurück an die alte Zeit, dachte an unser Frühstück im Hôtel „zum armen Hiob" und summte das Lied, über das Sie damals so lachten. Ich wollte Ihnen zeigen, daß ich noch die alte Nini sein kann, wenn man mich nur dazu machen will. Glauben Sie mir, lieber Freund, ich bin nicht so gefühllos, wie ich manchmal scheine, und das Leben, das ich führe, ist mir ein Greuel. Aber was thun? Der Weg, den wir gehen, duldet keine Umkehr — und deshalb vorwärts, Gott weiß, wohin! — Ich freute mich so innig, Sie wiederzusehen; ich glaubte, Sie würden mir herzlich begegnen, Sie würden mir in meiner geräuschvollen Misère wenigstens eine ruhige, glückliche Stunde verschaffen dadurch, daß Sie mit mir die alten Erinnerungen wiederbelebten und mich wieder zur kleinen Nini machten. Anstatt dessen behandeln Sie mich mit jener nichtswürdigen boshaften Höflichkeit, die ich mehr hasse, als irgend

etwas auf der Welt. Das ist nicht hübsch von Ihnen, lieber Freund, gar nicht hübsch!!“

Und eine täuschend nachgeahmte Thräne bewies mir, daß Madame Ninon als Schauspielerin des Varietetheaters in ihrer richtigen Sphäre war. Nur die sentimentale Scene als Schlußeffect der Kofetterie hatte noch gefehlt, um das Bild zu vervollständigen.

Ich gab eine beliebige Antwort, verharrte in meiner Zurückhaltung und erneuerte das Versprechen, ihr in den nächsten Tagen einen Besuch zu machen, mit der festen Absicht, nicht Wort zu halten. Ninon blieb, wie sie sich mir vom ersten Augenblicke unseres Wiedersehens an gezeigt hatte: kalt und leichtsinnig, wenn sie nicht auf sich achtete, sentimental oder kokett, wenn sie Komödie spielte. Ich trennte mich von ihr ohne Bedauern. Sie war mir, was ich nie geglaubt hätte, ganz gleichgültig geworden. Als sie die Cigarette ausgeraucht hatte, erhob sie sich, brachte durch einige geschickt applicirte Schläge ihren faltenreichen Rock wieder in die nöthigen Verhältnisse, besah sich im Spiegel, betupfte sich mit Poudre de Riz und verließ mich mit freundlichem Zwinkern der Augen. An der Thür wandte sie sich noch einmal zu mir und warf mir einen vielversprechenden Blick zu. Ich dankte recht höflich und rauchte weiter.

Armer Jules! —

Ich habe Nini nicht wiedergesehen.

Noch vor elf Uhr verließ ich den Ball und schlenderte auf den Boulevards auf und ab, um auf andere Gedanken zu kommen. An dem hellerleuchteten Schau-

fenster der „Librairie nouvelle“ blieb ich stehen und mein Blick fiel auf eine Gavarni'sche Zeichnung; sie stellte einen früh gealterten Lebemann dar, der die gefurchte Stirn auf die Hand stützt und in bitterer Enttäuschung die verzweifelten Worte ausruft:

„Les femmes — tas de serpents!“

„Weiber? — Otterngezücht!“

VI.
Auf dem letzten Wege.

. 1.

Vor drei Wochen erhielt ich folgenden Brief von Gaston.

„Paris, 26. Januar 1865.

Liebster Freund!

Ich hätte es auch nie für möglich gehalten, daß zwei Menschen, die sich so lieb haben wie wir, durch örtliche Entfernung geschieden werden könnten, wie dies bei uns der Fall ist. Dein Brief — der erste seit drei Jahren! — hat mir unendliche Freude gemacht. Du bist der alte geblieben, das ist die Hauptsache und bei unserm Wiedersehen wirst Du Dich überzeugen, daß ich mich nicht verändert habe. Mir geht es in jeder Beziehung gut. Meine beiden Jungen blühen und gedeihen und machen in diesem Augenblick im Nebenzimmer einen solchen Höllenlärm, daß mir der Kopf summt. Mein Töchterchen, das kurz vor Deiner Abreise geboren wurde — sie ist jetzt fünf Jahre alt — sieht mir frappant

ähnlich, was mir des Kindes wegen etwas leid thut. Meine Frau ist das liebende, nachsichtige, geduldige und herzliche Wesen, das Du kennst und das Dich wie einen Bruder liebt. Ich habe eine sehr bedeutende Praxis und war neulich auf dem besten Wege ein großer Mann zu werden. Meine Landsleute im Puy-de-Dome hatten mich als Candidaten für die Legislative aufgestellt. Da ich die Pfaffen und das ganze officiële Geschmeiß gegen mich hatte, war der Kampf von Anfang an ein verlorener. Der Regierungscandidat ist natürlich gewählt worden; aber ich kann mir auf meine Minorität etwas einbilden. Vorläufig wird der Staat auf meine Dienste also noch verzichten müssen.

Deine Frage, ob ich jemals wieder etwas von unserer Mini gehört hätte, hat mir viel Scherz gemacht. Wenn ich Dich nicht für zu vernünftig hielte, würde ich mir einbilden, daß die Gleichgültigkeit, die Du nach Curer letzten Unterredung ihr gegenüber zur Schau trugst, eigentlich eine theoretische gewesen sei. Weißt Du denn nicht, lieber Freund, daß man bei Pariserinnen von dieser Sorte niemals fragen soll, was war und was wird sein? Aber Du bist der gründliche Deutsche. Du begnügst Dich nicht, einen hübschen Fluß an seiner reizendsten Stelle zu bewundern; wenn Du nicht weißt, wo seine Quelle liegt und wohin er ausströmt, bist Du nicht zufrieden und kannst die Nacht nicht schlafen. Das ist eine gefährliche Neugier, denke doch an Deinen deutschen Rhein! Uebrigens kann ich Deinen Wissensdrang befriedigen. Ich habe nämlich in einer Erbschaftsache

gegen Mini plaidiren müssen und bei dieser Gelegenheit genaue Erkundigungen über sie eingezo-gen.

Mini hat eine kleine Wohnung in den Batignolles gemiethet und lebt dort einsam und zurückgezogen mit einer Wärterin und einer rheumatischen Kaze. Sie geht in der Woche einigemal und jeden Sonntag zweimal in die Kirche, theiligt sich mit starken Summen an allen Collecten, beschenkt die Waisenkinder zu Weihnachten und empfängt nur den Besuch ihres Beichtvaters, des Abbé Perieur, von dem böse Zungen behaupten, daß ihn nicht nur geistliche Pflichten zu seinen auffallend häufigen Besuchen bei Mini veranlassen. Mini übt Revanche und unterhält jetzt auf ihre Rechnung drei Zouaven der päpstlichen Legion. Abbé Perieur betet fleißig für ihre Seele und verheißt ihr Vergebung aller ihrer Sünden. Der Stoffwechsel in Mini hat sich vor ungefähr zwei Jahren vollzogen, kurz nachdem ihr letzter Amant, der Banquier P—e, fallirt hatte. Mini machte zu jener Zeit, um lästigen Nachfragen aus dem Wege zu gehen, eine Reise nach Italien und lernte in Rom ihren jetzigen Freund und Beichtiger, den jungen, schönen und talentvollen Abbé Perieur, kennen, der aus dem Holze gemacht ist, aus welchem die Bischöfe geschnitten werden. Als büßende Magdalena kam Mini von ihrer Römerfahrt zurück, denn unmittelbar nach ihrer Rückkehr veranstaltete sie mit einem gewissen eclat die Versteigerung ihrer Möbel, Gemälde und Pretiosen, die etwa eine halbe Million Francs abwarf. Ihr baares Vermögen betrug wenigstens eben so viel. Gleichwohl

verabschiedete sie Kutscher, Lakai, Groom und Josen und zog sich mit einer bigotten alten Jungfer, die ihrem Haushalte vorsteht, in einen der entlegensten Winkel der Batignolles zurück. Die Straße, in der sie jetzt wohnt, führt zufälliger Weise den Namen Rue de la Fidélité. Sie geht selten aus. Sie verachtet das lasterhafte Treiben der bösen Welt und gilt, so weit man sie in den Batignolles kennt, als eine Heilige. Der „Salpêtrière“, dem Hospital für alte elende Sünderinnen, dem sie glücklich entronnen ist, hat sie vor etwa einem Jahre hunderttausend Francs geschenkt, mit der Bestimmung, daß nach ihrem Tode allsonntäglich eine stumme Messe für sie gebetet werden soll. Sie denkt häufig an den Tod, denn seit Jahren ist sie leidend; ich glaube kaum, daß sie die Verchen im nächsten Frühjahr noch zwitschern hören wird.

Als ich sie anläßlich des Processes, von dem ich Dir oben sprach, vor etwa fünf Wochen in ihrer kleinen Wohnung aufzusuchen genöthigt war und sie nach beinahe fünfzehnjähriger Trennung zum ersten Mal wieder sah, erschrak ich gewaltig, obgleich ich mich gegen alle Ueberraschungen gewappnet zu haben glaubte. Sie saß auf einem Lehnstuhl hart am Kamin und streichelte die alte Katze, die vor Sicht kaum noch den Rücken krümmen konnte. Mini sah todtenblaß aus, die Augen glanzlos, die Wangen eingefallen — eine Invalidin, obwohl sie meiner Schätzung nach kaum vierzig Jahre alt sein kann. Unsere Unterhaltung wurde durch ihren beständigen Husten sehr erschwert. Was sie sagte, war übrigens äußerst

verständlich und verrieth eine große geschäftliche Gewandtheit. Da sie wußte, daß ich gegen sie plaidiren würde, und ich ihr meinen Besuch vorher formell angekündigt hatte, so kostete es sie wenig Ueberwindung, mich wie einen Fremden zu empfangen. Ich hütete mich natürlich von etwas Anderm zu sprechen als von unserm Geschäfte, und verabschiedete mich, als dasselbe erledigt war, mit derselben steifen Höflichkeit, mit der ich sie begrüßt hatte. Der Abbé Perieur begegnete mir auf der Schwelle.

Und nun, liebster Freund, weißt Du so viel, wie ich selbst weiß. Die Geschichte, die ich Dir erzählt habe, ist nicht gerade neu, aber wenn sie eine Person betrifft, die man früher gekannt und gern gehabt hat, macht sie doch einigen Eindruck. Ich war froh, als ich das Haus hinter mir hatte, war froh, daß ich nicht mit Hülfe der Pfaffen gewählt ward, und gab meiner lieben engelreinen Frau einen herzhaften Kuß, als sie mich fragte, ob ich verstimmt sei.

Dein ungezogener Pathe, der mich schon seit einer halben Stunde am Rock zupft und schon zweimal von mir zum Zimmer hinaus expedirt ist, behauptet, daß ich nun lange genug geschrieben hätte — und darin kann ich ihm nicht Unrecht geben.

Meine Frau grüßt Dich auf das Freundschaftlichste und ich drücke Dir in treuer Freundschaft die Hand als

Dein

Gaston d'Ontran.'

2.

Einige Tage nach Empfang dieses Briefes erhielt ich von meinem liebsten Pariser Freunde ein neues Lebenszeichen — ein ultramontanes Blatt unter Kreuzband; an den markigen Zügen der Aufschrift erkannte ich Gaston's Hand. Ich durchflog die Zeitung, um die Veranlassung zu dieser überraschenden Sendung zu ermitteln, und ich fand sie bald. 3

Unter den „Faits divers“ las ich folgendes Artikelchen: „In der Nacht vom 2. zum 3. Februar dieses Jahres (1865) hat eine unserer verehrungswürdigsten Frauen nach langem Leiden die Augen für immer geschlossen. Madame Josephine Du Chateau wurde als Tochter eines pensionirten höheren Officiers und einer reichen Erbin im Jahre 1828 in einem kleinen burgundischen Flecken, Migny an der Saone, geboren. Sie verlor ihre Eltern in frühester Kindheit und folgte einem atheïstischen Verführer nach Paris, der sie geistig und körperlich ruiniren und sich in den Besitz ihres bedeutenden Vermögens setzen wollte. Madame Du Chateau wurde durch ein wahres Wunder von ihrem Untergange gerettet. Freilich war sie nicht stark genug, um den weltlichen Gelüsten ganz zu widerstehen — aber wenn jahrelange aufrichtige Buße, wenn ein frommes, untadeliges Leben, wenn christliche Nächstenliebe und Opferwilligkeit die Vergebung eines jugendlichen Fehltrittes erwirken können, so wird unser Aller Richter die reuige Sünderin in Gnade und Erbarmen aufnehmen, wie er

hienieden schon die Schlafende erweckt und ihr den Weg des Heiles gewiesen hat. Die Armen verlieren in ihr eine freundliche Wohlthäterin, die Leidenden eine nimmermüde Pflegerin, die Verzweifelten eine treue Trösterin. Mit Ausnahme eines Legats, das sie einem bewährten Freunde in schweren Tagen, dem Tröster in ihrer letzten Stunde, ausgesetzt hat, hat Madame Du Chateau ihr ganzes Vermögen, das Erbtheil ihrer Mutter, frommen Stiftungen vermacht und so der Kirche wieder zugewendet. Gesegnet sei ihr Andenken!

Abbé P—r."

Ich schüttelte den Kopf und dachte an das bekannte Wort Vespasian's über den Wohlgeruch des Goldes.

Ende des ersten Bandes.